Eine Reise durch das Reich des Aberglaubens

Otto Henne am Rhyn




SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE
RI
TAS

Eine Reise

durch

das Reich des Aberglaubens

Von

Dr. Otto Henne am Rhyn,

Staatsarchivar.

LEIPZIG.

VERLAG VON MAX SPOHR.

1893.

Eine Reise

durch

das Reich des Aberglaubens

von

Dr. Otto Henne am Rhyn,

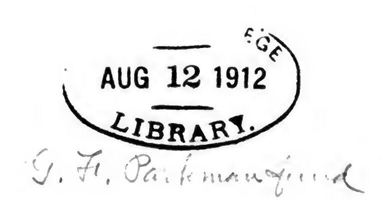
Staatsarchivar.

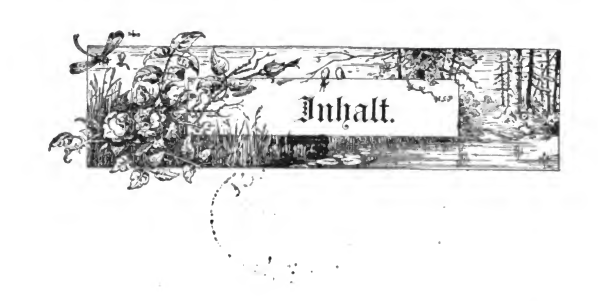
Unter den geistigen Mächten, welche unser Volksleben bewegen und beherrschen, ist der Aberglaube eine der bedeutendsten, in vielen Kreisen eine größere als die Religion und manchmal fast ganz an deren Stelle getreten. Der Wissenschaft und der Religion gleich sehr entgegengesetzt und von beiden stets äußerst bekämpft, zeigt er eine überraschend zähe Ausdauer und unverwüstliche Lebenskraft.

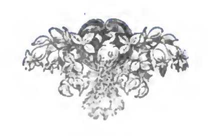


Leipzig.

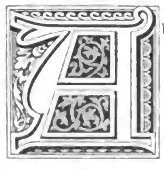
Verlag von Max Spohr.


AUG 12 1912
LIBRARY.


Inhalt.






uf mehrfachen Wunsch hat sich der Verfasser dieses Buches entschlossen, die in seinen beiden Werken: „Kulturgeschichtliche Skizzen" (S. 169—194) und „Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (Band I. S. 180—208) enthaltenen kurzen Übersichten über das Gebiet des Aberglaubens weiter auszuführen.

Ein großer Teil dessen, was in diesem Buche mitgeteilt ist, gehört dem deutschen Volksaberglauben an, ist in der Regel über alles deutsche Land verbreitet, von sehr hohem, aber nicht genau anzugebenden Alter und wird noch heute vom Volke geglaubt. Wo immer bezüglich eines Zuges des Aberglaubens Ort, Zeit oder beides nicht näher bezeichnet sind, gehört dieser Zug der genannten Klasse an, was der freundliche Leser als Regel annehmen wolle.

Gerade den deutschen Volksaberglauben aber vollständig mitzuteilen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit, da er allein mehr als ein Buch füllen würde und von Professor Adolf Wuttke (2. Aufl. Berlin 1869) in vortrefflicher und ungemein reichhaltiger Weise behandelt worden ist, worauf wir verweisen. Wir haben von dem Gebiete, welches Wuttke

behandelt, nur einen Auszug der allertreffendsten Züge mit Beifügungen aus anderen Quellen gegeben, um auch für den „Kunstaberglauben“, welchen jener Gelehrte nicht behandelt, Raum übrig zu haben, der aber ebenfalls zur Kürze nötigt.

Das nämliche, was soeben von Wuttkes Buch gesagt wurde, gilt auch von den reichhaltigen, in Liebrechts Werk „Zur Volkskunde“ (S. 310 — 372) aufgezählten Zügen deutschen, norwegischen, isländischen und schottischen Aberglaubens.

Was den Teufels- und Hexenglauben, einen Hauptteil des Aberglaubens, betrifft, so bemerken wir hier ein für allemal, daß wir denselben in einem besonderen, jenen Titel tragenden Buche (in demselben Verlag) behandelt haben und daher in vorliegender Schrift nicht mehr eingehend berücksichtigen werden. Der Teufelsglaube würde in das von den Dämonen, und der Hexenglaube in das von den zaubernden Personen handelnde Kapitel fallen.

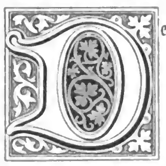
St. Gallen, in den „Zwölften“ 1892—93.

Der Verfasser.





Einleitung.



Der Aberglaube vertritt bei den in der Kultur zurückgebliebenen Völkern, den sog. Naturvölkern, ganz oder größtenteils die Stelle der Religion. Bei den höher stehenden, den sog. Kulturvölkern dagegen ist er ein Überbleibsel einer von ihnen überwundenen niederen Kulturstufe und hat den religiösen Charakter verloren; denn zwei Religionen zu huldigen ist nicht möglich. Nun hat die Beibehaltung von Kennzeichen einer niederen Kulturstufe auf einer erklommenen höheren einen abnormen und krankhaften Charakter. Demnach kann der Aberglaube bei civilisierten Menschen nur als eine Art von geistiger Krankheit betrachtet werden. Er ist hier eine Verirrung, die ebenso verwerflich erscheint, als es die fortgesetzte Anwendung der Folter, der Hexenprozesse, des Verbrennens, Vierteilens oder Räderns von zum Tode verurteilten Menschen wäre, und welcher gegenüber die beibehaltene Benutzung von Höhlenwohnungen oder steinernen Beilen als harmlos gelten müßte. Es kann daher den vernünftigen Menschen, welche auf der Höhe der von ihrem Volke erreichten Kulturstufe stehen, nicht genug zur Pflicht gemacht werden, in ihrer Umgebung den Aberglauben zu

bekämpfen, welcher die ihm anhängenden Personen nicht nur verhindert, gute Staatsbürger und Familienglieder zu sein, sondern auch ihrer wissenschaftlichen Ausbildung hindernd im Wege steht und der Reinheit des religiösen Lebens durch Einmischung in dasselbe starken Eintrag thut. Der Aberglaube ist bei gebildeten Völkern, bei denen er neben ihrer höhern Religionsform noch einhergeht, im Grunde derselbe wie bei ungebildeten, deren einzige Religion er darstellt; denn er ist dem Standpunkte der letzteren entsprungen; er ist ein Rest der frühern Zeit, welche die höhere Religionsstufe noch nicht kannte. Aber auch eine wirkliche Religion kann neben einer später angenommenen zum Aberglauben herabsinken, wie z. B. bei den christlichen Völkern Europas ihr ehemaliges griechisches und römisches, keltisches, germanisches und slawisches Heidentum teilweise als Aberglaube fortlebt, so bei den Mohammedanern das arabische, bei den Buddhisten das indische, chinesische und anderes tiefer stehendes Heidentum. Ja es kommt vor, daß Auffassungen der herrschenden höhern Religion zum Aberglauben herabsinken, und endlich sogar, daß hochcivilisierte Völker von uncivilisierten Stämmen Züge ihres Aberglaubens entlehnen und bei sich einführen, was z. B. von dem, den nordamerikanischen Indianern entstammenden sog. Spiritismus gilt.

Nach dem Gesagten dürfte es nicht schwierig sein, ziemlich genau zu bestimmen, was zum Aberglauben gehört und was nicht in sein Gebiet zu rechnen ist. Der Name bedeutet entweder „Afterglaube“ oder „Überglaube“, und man bezeichnet damit einen falschen, der Begründung entbehrenden Glauben.

Es wird sich somit darum handeln, den Aberglauben einerseits vom berechtigten Glauben und anderseits von solchen Ansichten zu scheiden, welche nicht als Gegenstände des Glaubens zu betrachten sind. Welcher Glaube berechtigt ist, dürfte nicht leicht zu sagen sein; denn jede Religions-

genossenschaft wird den Glauben jeder anderen, soweit er von dem ihrigen abweicht, und jeder absolut Ungläubige schlechtweg jede Religion als Aberglauben bezeichnen. Auf diese Standpunkte kann bei der Umschreibung des Begriffs „Aberglauben“ natürlich keine Rücksicht genommen werden. Wir müssen, ob wir wollen oder nicht, das Gebiet der Religion soweit vom Reiche des Aberglaubens trennen, als es auf den von den verschiedenen Kirchen anerkannten ursprünglichen Autoritäten beruht, dagegen mit jenem Reiche in Verbindung bringen, soweit es von demselben beeinflußt ist, und zwar auch in den Fällen, in welchen die Häupter der Kirchen selbst dem Eindringen heidnischer Vorstellungen in das Christentum nachgegeben haben und damit von der ursprünglichen Bedeutung ihrer Würde und von der Autorität der altchristlichen Lehre abgewichen sind.

Glaube und Aberglaube beruhen beide auf einem mystischen, d. h. geheimnisvollen Zusammenhange zwischen Ursachen und Wirkungen, und gehen daher leichter in einander über, als in solche Verhältnisse, die von Anfang an mit dem Glauben an mystische Dinge nichts zu thun hatten, sondern nur als Ansichten gelten können. Es sind daher wissenschaftliche, politische und sociale Meinungen, welche auf offen vorliegenden Gründen beruhen, und wenn sie noch so unsinnig und verkehrt wären, durchaus vom Aberglauben zu trennen und könnten höchstens in komischem Sinne zu dem Reiche desselben gerechnet werden.

Neben dieser objektiven Einschränkung erleidet indessen der Begriff des Aberglaubens auch noch eine subjektive. Derjenige Mensch nämlich, welcher völlig im Aberglauben versunken ist, kennt diesen Begriff nicht; für ihn giebt es überhaupt keinen Aberglauben. Was er auf diesem Gebiete für wahr hält, ist nach seiner Meinung berechtigter Glaube, wo nicht gar positives Wissen. In dieser Richtung besteht zwischen dem Naturmenschen und dem civilisierten Mystiker

wohl in der Erziehung, nicht aber im Wesen ihrer Ansichten eine Abstufung. Der Mystiker oder Theosoph, ja der Metaphysiker selbst, sofern er seinen Standpunkt nicht durch strenge logische Zucht gewonnen hat, gehört so gut dem Reiche des Aberglaubens an, wie der afrikanische Fetisch-verehrer oder sibirische Schamane, der Soldat des dreißig-jährigen Krieges, der sich „festzumachen“ wähnte, oder der europäische Bauer, der geheimnisvolle Mittel anwendet, um Krankheiten zu heilen, Schätze zu finden, Diebe zu entdecken u. dergl., oder der feine Lebemann, welcher (beziehungsweise die elegante Dame, welche) spiritistische Zirkel besucht, oder der Jäger, dem ein altes Weib begegnet, oder der Schau-spieler, dem vor Beginn der Vorstellung ein Knopf abreißt u. s. w.

Es kann indessen nicht gesagt werden, daß jedem Abergläubigen der Begriff des Aberglaubens fremd ist. Vielleicht giebt es ebenso viele, vielleicht mehr teilweise, als vollständige Abergläubige; ja es ist wohl zweifelhaft, ob irgend welche Menschen sich zum gesamten Gebiete des Aberglaubens bekennen. Wahrscheinlich verlachten die gelehrten Astrologen und Alchemisten des Mittelalters und der nächsten Jahrhunderte und ihre vornehmen Gönner den Aberglauben der Bauern, und dasselbe thut wohl heute noch der elegante Spiritist oder sonstige Salonabergläubige, der exorcierende Kapuziner, der Amulette austeilende und die Wunder der Heiligen preisende Jesuit u. s. w. Für den Orthodoxen ist der Spiritismus ein Dienst des Teufels und sein eigener Aber-glaube die höchste Weisheit.

Auf der andern Seite dagegen bilden diejenigen Menschen, welche allen Aberglauben verwerfen, wahrscheinlich nur ein kleines Häufchen. Im Sinne dieser sprechen wir, ohne indes darauf zu verzichten, daß auch Jene, welche diesem oder jenem Aberglauben huldigen, unser Buch ebenfalls lesen. Fragen nun diese, warum wir ihren Glauben zum Aber-

glauben rechnen, so müssen wir auf die nachfolgenden Ausführungen verweisen, welche die Antwort hierauf erteilen.

Nach unserm Standpunkte kann der Aberglaube seine Natur nicht verleugnen; er kennzeichnet sich überall, auf allen Gebieten, zu allen Zeiten, bei allen Völkern und Ständen und in allen Lebenslagen durch die ihm gemeinsamen Züge. Durch alle diese Züge geht der rote Faden des angeblichen geheimnisvollen Zusammenhangs zwischen Ursachen und Wirkungen, der dem unbefangenen, logisch geschulten Geiste ein Rätsel ist, — nicht ein Rätsel, das durch Nachdenken zu lösen wäre, sondern ein solches, das nicht gelöst werden kann. Denn der Aberglaube beruht überall auf einem Denkfehler, indem er entweder gewisse Ereignisse oder Zustände aus Ursachen ableitet, aus denen sie unmöglich hervorgehen können, oder etwas für wahr hält, was anzunehmen kein anderer Grund als die Erziehung oder Gewohnheit des Abergläubigen vorhanden ist; — ja, er bemüht sich auch nicht im geringsten, den Zusammenhang zwischen solchen angeblichen Ursachen und Wirkungen oder den wahren Grund der erwähnten Annahmen zu entdecken.

Nehmen wir als Beispiel zwei der bekanntesten Züge des Aberglaubens, den Wahn, daß eine von dreizehn an einem Tische sitzenden Personen bald sterben müsse, und den, daß Reisen oder andere Geschäfte an einem Freitag Unglück bringen, — so ist klar, daß beide Meinungen aus der Geschichte Jesu herrühren, die erste vom Abendmahl und die zweite von seinem Todestage; man vergißt aber dabei, daß weder eine gewisse Zahl, noch ein gewisser Tag einen Todesfall oder sonst ein Unglück bewirken können. Und so verhält es sich mit allem Aberglauben. Nähme jemand das gesamte Gebiet desselben als wahr an, so könnte er thatsächlich keinen Schritt thun, ja sich nicht bewegen, ohne daß er fürchten müßte, ein Unglück herbeizuführen. In der That wäre es z. B. den heidnischen

Polynesiern nicht möglich, ohne Verletzung der heiligen Gesetze des „Tabu“, in welchen sie ihren Aberglauben zusammenfassen, auch nur zu leben, und ebensowenig dem orthodoxen Juden, wenn er es mit den dem Mose zugeschriebenen und vom Talmud vermehrten Lebensregeln allzu genau nehmen wollte.

Glücklicher Weise ist der eigentliche Aberglaube weder irgendwo gesetzlich vorgeschrieben, noch überall gleich, sondern nimmt die buntesten, schwer einzuteilenden Gestalten an. Auch ist er zu allen Zeiten vermehrt worden und hat in sein Gebiet, sogar in neueren Zeiten, Dinge aufgenommen, die einst zur Religion gehörten, deren wahre Bedeutung aber vergessen ist, ja, die ursprünglich gar nicht unvernünftig waren, sondern nur durch die krankhafte Sucht der Menschen, Aberglauben haben zu müssen, zu gedankenlosen Annahmen geworden sind.

Der Aberglaube umfaßt das gesamte Gebiet des menschlichen Lebens, Fühlens, Denkens und Handelns. Nichts entgeht ihm, was außer, über, auf und in der Erde ist oder nicht ist; alles modelt er nach seinen hirnverwirrten Träumen und Wahngebilden. Der Aberglaube ist ein unbewußtes System; er benimmt sich, obschon sein Inhalt vorwiegend weltlich geworden ist, als eine Religion, er hat seinen Glauben, seine Priester, die Wahrsager, und seinen Kultus, die Zauberei. Er ist eine Macht der Unkultur, welche sich in allen Richtungen und auf allen Kulturstufen, selbst den höchsten bisher erreichten, dem Fortschritte der Kultur entgegenstemmt, und es wäre ein Hohn, ihn zur geistigen Kultur zu rechnen. Er ist der schwarze Punkt, mit welchem die weitere Entwickelung der Kultur am eifrigsten zu rechnen und am heftigsten zu kämpfen haben wird.

Wir sind es indessen der Gerechtigkeit schuldig, zu sagen, daß der Aberglaube vielfach einen sittlichen Charakter an sich hat. Er sieht in jedem Unglück, das einen Misse-

thäter trifft, gleichviel ob es mit dessen Begehungen im Zusammenhange steht oder nicht, eine gerechte Strafe. So unvernünftig die Verknüpfung zwischen dem Begangenen und dem Erlittenen meist ist, so zeugt diese Auffassung doch von entschiedenem Gerechtigkeitsinn. Selbst auf Kinder und Enkel geht die von den Eltern verdiente Strafe über. Dem Toten wächst die Hand aus dem Grabe, welche die Eltern geschlagen hat; ein mit der Schneide aufwärts gewandtes Messer ruft Streit hervor; geschenkte Messer oder Scheren zerschneiden die Freundschaft; das Brot, in das man sticht, statt zu schneiden, blutet, und das Blut unschuldig Gemordeter ist nicht abzuwaschen.

Ebenso gestattet der Aberglaube, wenn man ihn bis in seine äußersten Quellen verfolgt, neben der ethischen Bedeutung auch eine rationelle Erklärung, welche die Vernunft befriedigt und die herrschende Auffassung als ein Mißverständnis, als ein Vergessen der ursprünglichen Bedeutung von Verbindungen unvereinbar scheinender Ursachen und Wirkungen erkennen laßt. Wie es begreiflich wird, warum man aus dem Beisammensein von dreizehn Personen einen Todesfall folgen ließ und warum man im Freitag einen Unglückstag witterte, wenn man an die Leidensgeschichte von Jesus denkt, beide Annahmen aber in ihrer Anwendung auf moderne Verhältnisse sinnlos werden, — so wird der gemütlichere Glaube, daß das Lecken und Putzen der Hauskatze einen Besuch (ursprünglich: einen Freier) ankündige, erklärlich, wenn wir an die Religion der alten Germanen denken und uns erinnern, daß die Katze einst der Ehegöttin Frigg oder Freya geweiht war, was das christlich gewordene Volk vergessen hat. Ähnlich mag es sich mit dem schauerlicheren Wahne verhalten, daß das Heulen des Hundes einen nahen Sterbefall verkünde; denn bei Griechen, Römern und Germanen bewachte ein grimmiger Hund das Thor der Unterwelt!

Diese beiden Lichtseiten des Aberglaubens beziehen sich jedoch ausschließlich auf den Volksaberglauben. Den letztern d. h. den Inbegriff der im Volke, — für uns vorzugsweise im deutschen Volke, — lebenden, wenn auch abgeblaßten Erinnerungen aus seiner Heidenzeit, scheiden wir durchaus von allem übrigen Aberglauben, der sich in Kreisen ausgebildet hat, welche sich über dem Volke erhaben dünken. Während der Volksaberglaube auf natürliche Weise geworden, ist derjenige angeblich höherer Kreise künstlich gemacht. Jener hat oft einen unleugbar tiefern Sinn; dieser erhebt sich nicht über den Unsinn, soweit er nicht aus dem Volksaberglauben geschöpft hat. Dem ungebildeten Volke, welches weder zu einer tiefern Erfassung der Religion, noch viel weniger zu einem Begreifen der Wissenschaft durchgedrungen ist, kann der Aberglaube verziehen werden, wenn er auch zu bekämpfen ist, eben weil er jener tiefern Erfassung der Religion und einem Durchdringen zur Wissenschaft am meisten im Wege steht. Nicht zu verzeihen aber ist er den Kreisen der Gelehrsamkeit, der Kirche und der feinern Gesellschaft, von denen zu erwarten wäre, daß sie vermöge ihrer Erziehung über den Aberglauben erhaben sein sollten. Und dies ist um so schlimmer, als diese Kreise, wenigstens zu namhaften Teilen, nicht nur den Volksaberglauben durch eigene Erfindungen überboten, sondern aus dem letztern noch überdies Züge entlehnt haben, deren ursprüngliche Bedeutung sie zwar kennen sollten, aber nicht kennen wollen, und die in ihrem System jede vernünftige oder sittliche Bedeutung verloren haben.

Aller Aberglaube, so wie er sich entwickelt hat, verfolgt im Grunde den Zweck, Gutes zu empfangen, Böses abzuwenden und die Zukunft zu erfahren oder die Geheimnisse des Jenseits zu ergründen. Während aber der Volksaberglaube diese Zwecke in einer unbefangenen, weil von den Vorfahren ererbten und daher sittlichen Weise verfolgt, nehmen sie in

dem von Adolf Wuttke treffend sogenannten Kunstaberglauben einen rein egoistischen, bewußt berechnenden Charakter an und berufen sich nicht auf die Voreltern, sondern auf berühmte Magier, Kirchenlichter, Doktoren, Professoren u. s. w., ja selbst auf notorische Abenteurer und Schwindler. Der Volksaberglaube träumt unbewußter, der Kunstaberglaube spekuliert bewußter Weise. Jener ist in sich selbst zufrieden, — dieser aber ist fanatisch und sucht seine Annahmen zu alleinseligmachenden zu stempeln.

Es ist vielfach ebenso unmöglich, eine feste Grenze zwischen dem Volks- und dem Kunstaberglauben zu ziehen, als Ort und Zeit der Entstehung des erstern und namhafter Zweige des letztern zu ergründen. Wenn wir daher diese Schrift in die zwei Hauptabteilungen des Volks- und des Kunstaberglaubens gruppieren, so lassen sich gewisse gegenseitige Berührungen beider Reiche nicht vermeiden; denn beide haben Züge von einander angenommen, die oft zwischen ihnen streitig sein mögen.

Naturgemäß teilt sich der Inbegriff des Volksaberglaubens in das, was die Anhänger desselben glauben, und in das, was sie thun, oder was nach ihrer Ansicht die von ihnen für Zauberer gehaltenen Personen thun.

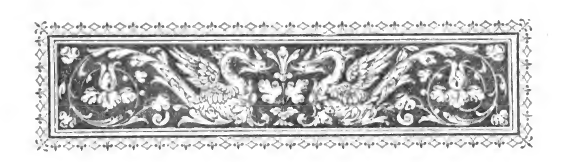
Die Zauberei ist die praktische Seite des Volksaberglaubens und hat entweder einen guten Zweck, den die Gläubigen oder die von ihnen geehrten Personen, — oder aber einen bösen, den die von ihnen gefürchteten Leute oder — Geister angeblich verfolgen. Was die Anhänger des Volksaberglaubens dagegen bloß für wahr halten, gruppieren wir nach den Gegenständen, auf die es sich bezieht, und diese sind: die Gestirne, die Lufterscheinungen, die Zeitabschnitte, die Elemente, die Pflanzen, die Tiere, vorzugsweise aber der Mensch, sowohl in seinen verschiedenen Lebensphasen, als in seinem erhofften Leben nach dem Tode, und endlich die aus den Naturreligionen stammenden Vor-

stellungen von außer- oder übermenschlichen Wesen, — Göttern und Dämonen. Alles aber, was sich auf das außerirdische und außermenschliche bezieht, fassen wir unter der Bezeichnung des Spukwesens zusammen.

Den Kunstaberglauben teilen wir nach den Kreisen ein, in denen er sich offenbart, oder, wenn der betreffende Wahn verschwunden ist, früher geoffenbart hat. Diese Kreise sind: die Gelehrsamkeit, die Kirche und die sich für gebildet haltende Gesellschaft. Diese Kreise kultivieren sehr verschiedene Gattungen von Aberglauben oder haben solche kultiviert. Der Aberglaube der Gelehrsamkeit ist heutzutage beinahe spurlos untergegangen. Derjenige der Kirche war vor mehreren Jahrzehnten im Untergange begriffen, wird aber seit einiger Zeit durch herrschende Parteien in derselben von neuem aufgefrischt.

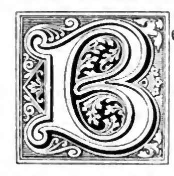
Der Aberglanbe der sich für fein und gebildet haltenden Gesellschaft, dem heutzutage sogar ein Teil der gelehrten Welt zustimmt, bewegt sich beinahe ausschließlich auf dem zu einer reaktionären Mode gewordenen Gebiete, das man sich (lucus a non lucendo), Spiritismus (Geisterglaube) zu nennen gewöhnt hat, obschon es nicht nur zweifelhaft ist, ob dieses Gebiet mit Geistern, sondern ob es überhaupt mit Geist etwas gemein habe.

Wir hoffen, mit dieser Beleuchtung des weiten Reiches des Aberglaubens dem Fortschritte zu „mehr Licht“ einen Dienst zu leisten, möglichst viele Menschenkinder von der Richtigkeit ihres Wahnes zu überzeugen und dazu beizutragen, daß jenes gesamte Reich denjenigen seiner Provinzen, welche bereits in den Abgrund der Vergessenheit versunken sind, nachfolgen werde.



Geschichtliche Übersicht.

1. Das Altertum.



Bevor wir die einzelnen Gebiete des Aberglaubens nacheinander durchnehmen, wird es gewiß von Interesse sein, die Entwickelung desselben in den verschiedenen Perioden der Menschheits- oder Kulturgeschichte übersichtlich darzustellen, namentlich da die Schilderung jener einzelnen Gebiete sich mehr auf die unseren heutigen Anschauungen und unserer heutigen Kultur näheren und mit derselben in engerem Zusammenhange stehenden Jahrhunderte des Mittelalters und der neueren Zeit wird beziehen müssen, als auf das uns an Ansichten sowohl wie in der Zeit ferner liegende Altertum, und zwar das klassische Europas, wie das der orientalischen Völker.

Zu diesen uns ferne liegenden Kreisen gehören auch, wenn schon noch heute fortlebend die Chinesen. Diese glauben an eine unübersehbare Menge von Geistern, von welchen die gesamte Natur erfüllt ist. Man unterscheidet sie in höhere und niedere, oder auch in himmlische, irdische und menschliche. Zu den himmlischen gehören die Geister der Sonne, des Mondes und der Sterne, zu den irdischen die



der Berge, Wälder, Thäler, Meere, Ströme, Quellen u.s.w., die Schutzgeister des Ackerbaues, des Reiches, der Fürstentümer, Städte und Grenzen, des Hauses und Herdes u.s.w. Menschliche Geister sind die Seelen der Abgeschiedenen, namentlich für jeden Menschen diejenigen seiner Vorfahren, dann aber auch die Geister der Erfinder des Feuers, des Ackerbaues, der Seidenzucht u.s.w.

Die Chinesen wahrsagten aus den Schildkrötenschalen, aus Pflanzen und aus Losen, und zwar aus den ersteren mittels der Risse, welche entstanden, wenn man sie ins Feuer hielt, woraus man auf das Wohl des Reiches in Krieg und Frieden schloß. Außer den Wahrsagern giebt es in Menge Traumdeuter, Zauberer und Geisterbeschwörer.

Die früher viel angestaunte Magie der Chaldäer war lediglich ein unter der Herrschaft einer vorgeschrittenen Religion beibehaltener Aberglaube der turanischen Urbewohner, ein Zauber- und Geisterwahn ohne tieferen Inhalt. Die Magier waren mehr Astrologen als Astronomen, mehr Quacksalber als Ärzte, vorzüglich aber Geisterbeschwörer. Im britischen Museum finden sich Überbleibsel eines mit ihrem Hokuspokus angefüllten Buches. Dieses handelte von den bösen Geistern und den gegen sie zu ergreifenden Maßregeln, und von Beschwörung der Krankheiten, welche als Folgen des Besessenseins durch böse Geister betrachtet wurden. Im Louvre zu Paris befindet sich ein chaldäischer Talisman, bestehend in einem bronzenen Dämon mit Hundeleib, Adlerfüßen, Löwenklauen, Skorpionsschweif, Totenkopf, Ziegenhörnern und vier Flügeln.

In Ägypten bildete den Hauptinhalt der Magie der Glaube an das Jenseits. Durch Zaubermittel meinte man nach dem Tode dort ebenso gesund und lebendig wie im Diesseits, ja ein Gott selbst, ein Osiris zu werden, thun zu können, was man will, alle Freuden der Erde und des Himmels zu genießen. Zu diesen Mitteln gehörten gewisse Formeln, welche die Totenpriester unter allerlei magischen

Gebräuchen an die einbalsamierte Leiche des Verstorbenen oder an dessen Statue richteten. Unter zahllosen und geistlosen Wiederholungen dieser Formeln wurde der Tote mit Namen der Götter beehrt, besonders mit dem des Osiris, des Herrschers der Totenwelt. Dabei wurde die Leiche mit Wasser besprengt mit Weihrauch und anderen Stoffen beräuchert und sollte hierdurch vor den bösen Geistern bewahrt werden. Natürlich galten diese Schwindeleien nur für die Reichen; Andere konnten ja die Magier nicht für ihre Mühe entschädigen!

Die Ägypter glaubten ferner an Wunderthaten, deren ihre Totenpriester fähig sein sollten. So wird von Chufu (Cheops), dem Erbauer der größten Pyramide bei Memfis, berichtet, daß ihm seine Söhne, darunter Chafre, der Schöpfer der zweiten Pyramide, Zaubergeschichten erzählten. Nach denselben sollten die Totenpriester es verstanden haben, abgeschnittene Köpfe wieder aufzusetzen, Löwen hinter sich hergehen zu lassen u.s.w. Der Farao soll einen solchen Wundermann vor sich befohlen und durch ihn, da er sich weigerte, an einem Menschen sein Kunststück zu verrichten, eine Gans haben köpfen und wieder lebendig machen lassen.

Man besitzt noch ein „absurdes Zauberbuch", das Amenhotep, der Sohn Chapus, der als Prophet geschätzt war (im 15. Jahrhundert vor Chr.) verfaßt haben soll.

Noch weit mehr aber, als im alten, ging im sog. neuen Reich Ägyptens, namentlich seit der 19. Dynastie (14. Jahrh. v. Chr.) der Aberglaube im Schwange, und jeder Priester oder weise Mann galt von vornherein als ein Zauberer. Besonders aber betrieb man die Zauberei, welche als ein Monopol der Priester galt und bei Profanen streng bestraft wurde, im Geheimen, und zwar vorwiegend zu selbstsüchtigen und schlimmen Zwecken, z. B. um Reichtum zu erlangen und Anderen Schaden zuzufügen. Mit Zauberformeln glaubte man alles zu erreichen, Krankheiten zu heilen, Gespenster und Ungeheuer abzuwehren, sich zu Land und Wasser gegen

Unfälle zu schützen. Man suchte durch diese Mittel den Namen des verborgenen Urgottes, durch den man alle Götter und Gespenster zwingen konnte. Diese Zauberformeln bestanden aber lediglich aus ganz sinnlosen Wortbildungen. Man glaubte, daß sich je nach dem Geburtstage des Menschen dessen Schicksale und dessen Todesart gestalten würden. Ein Papyros aus der Zeit Ramses II. bezeichnet jeden Tag als glück- oder unglückbringend und schreibt vor, was an jeden Tage gethan werden solle.

Die alte Religion der Israeliten war voll vom Zauber und Geisterglauben niederer Kulturstufen*). Bis zum babylonischen Exil wurden, im Gegensatze zum Dienste Jahwes, die Ahnengeister und die „klugen Geister" darüber befragt, was die Menschen vornehmen sollen. Es scheint organisierte Totenorakel mit angestellten Beschwörern gegeben zu haben, worauf besonders der Besuch Sauls bei der „Hexe" von Endor (1. Sam. 28) hindeutet. Daß nur der Beschwörer den Geist sah (d. h. zu sehen behauptete), der Befrager aber nicht, weist auf krassen Betrug hin. Auch hier suchte man durch Zauberformeln das Wetter den Bedürfnissen der Leute anzupassen, schädliche Tiere zu vertreiben, Feinde zu schädigen. Auch die Heilung durch Sympathie war sehr im Schwange; es wurden ferner Schlangen beschworen (Jer. 8, 17), Geister in gewisse Gegenstände gebannt, die als Amulette und Talismane getragen wurden, aus denen sich der Schmuck entwickelte (1. Mos. 35, 4. Richter 8. Jes. 3, 20 ff.) u. s. w.

Der Aberglaube der alten Griechen war stärker als ihre lichte, fröhliche Religion vermuten lassen sollte. Seine Organe waren die Seher, deren vorgebliche Kunst „Mantik" hieß, und die Orakel (Manteia). Über beide giebt unser

*) Vergl. des Verf. Buch: Der Teufels- und Hexenglaube (in näml Verlag) S. 28 f. 45 f.

„Buch der Mysterien“ (in demselben Verlage, S. 45 ff.) Auskunft, ausführlicher aber der II. Band unserer „Allgemeinen Kulturgeschichte.“ Die meist gewissen Geschlechtern angehörenden Seher weissagten aus dem Vogelfluge, den Lufterscheinungen und dem Laufe der Gestirne und hatten nebenbei Visionen, in denen sie die Zukunft zu sehen vorgaben oder glaubten. Die Orakel beantworteten die Fragen der Leute über ihr Schicksal durch Zeichen, Sprüche oder Träume der im Tempel sich schlafenlegenden Frager.

Jedoch schöpften die Griechen, auch ohne Seher oder Orakel zu fragen, aus verschiedenen Dingen eine Deutung der Zukunft, so namentlich bei den Opfern. Wenn die Zeichen derselben ungünstig waren, so wiederholte man die Opfer, bis man günstige erhielt, so aus den Eingeweiden und dem Verhalten der Opfertiere, dem Brennen des Opferfeuers u. s. w. Gewisse Bedeutungen suchte man auch darin. wenn ein fremder schwarzer Hund in ein Haus lief, die Balken im Hause krachten, Wein verschüttet wurde, und so am Ende in allen möglichen gewöhnlichen und ungewöhnlichen Dingen.

Absichtlich veranstaltete man Gelegenheit zu Wunderzeichen durch eigens zu diesem Zwecke unternommene Opfer ferner durch das Los, meistens mit Steinchen, durch die Eierschau, indem man ein Ei ins Feuer hielt und aus den Sprüngen der Schale u. s. w. wahrsagte, durch die Alektryomantie, wobei man einen Hahn in einen Kreis stellte, der mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet war und auf jedem ein Korn trug; welche Körner gefressen wurden, deren Buchstaben sollten die Lösung der gestellten Frage enthalten — und Ähnliches mehr.

Daß Götter der Zauberei mächtig sind, liegt im Götterglauben selbst, und es ist daher begreiflich, daß schon die älteste griechische Dichtung den Göttern die Kraft zuschrieb, Personen eine andere Gestalt zu geben, sie zu verschönern,

in ihnen Liebe zu anderen zu erwecken, Krankheit und Tod zu verbreiten u. s. w. Gegen solche und andere Zaubereien kannte das Volk schon in alter Zeit Gegenmittel, wie Tränke, Kräuter, Talismane, Amulette, Sprüche in unverständlicher Sprache u. s. w.; kurz, sogar im schönen Hellas hatte der allgemein menschliche Schamanismus und Fetischismus seine Ableger und Verzweigungen!

Im Zeitalter Alexanders des Großen wuchs bei den Griechen, je schwächer der Götterglaube wurde, desto mehr der Aberglaube. Die alexandrinische Periode war so recht eine Blütezeit desselben. Wie sich seit der Eroberung des Orientes durch Griechen weit mehr als früher morgenländische Kulte nach Hellas einschlichen, so nahm auch chaldäisch-ägyptische Magie immermehr überhand. Theokritos beschreibt solche wunderschön in seinem zweiten Idyll („die Zauberin") mit besonderer Anwendung auf das Brauen von Liebestränken, wobei Wachs geschmolzen, Lorbeerblätter verbrannt, Wolle gewunden, Zauberkreisel gedreht wurden, an die man einen Wendehals (Vogel) oder dessen Eingeweide band und beim Umdrehen Zauberformeln hersagte. Man opferte der Selene und der Hekate zu abergläubigen Zwecken, beschwor Tote, suchte Feinde in die Gewalt zu bekommen, um sie zu verderben u. s. w.

In Rom konnte es nicht anders sein, als daß neben einer Religion, die aus einem Gemisch der verschiedensten Göttersysteme und der schamlosesten Menschenvergötterung bestand, noch der krasseste Aberglaube einherging. In älterer Zeit holten die Auguren vor jedem Unternehmen die Ansicht der Götter ein, die sie aus den Vogelflug und dem Verhalten der Tiere zu entnehmen glaubten, während die Haruspices vorzüglich aus dem Blitze wahrsagten. Bekannt ist, daß diese Leute, wenn sie einander begegneten, sich über die Dummheit der Leute, die ihnen glaubten, zulächelten.

Unter den Kaisern übten die Astrologen großen Ein-

fluß aus. Magier und Geisterbeschwörer hatten aber nicht geringeres Ansehen als die Sterndeuter; ja die Einheit des römischen Reiches begünstigte den Zusammenfluß der Zauberlehren aller demselben unterworfenen und mit ihm in Berührung kommenden Völker. Es kamen sogar Menschentötungen zu magischen Zwecken vor, welche 97 vor Chr. in Rom vom Senate verboten werden mußten. Später aber blühte das Unwesen von Neuem auf. Feldherren und Kaiser überboten sich an Wahnglauben, den Manche noch mit Grausamkeit vermengten. Schutzgöttin dieses Treibens war die gräßliche Hekate, welcher Diokletian zu Antiochia ein unterirdisches Heiligtum mit 365 Stufen abwärts gründete. Hexen gab es in Menge; nur daß sie noch nicht verbrannt wurden, und sie hatten namentlich unter den Frauen der höheren Stände unzählige Gläubige. Außer den Erscheinungen der Verstorbenen, wurde auch an leibhaftige Erscheinungen und an mannigfaltige Wunderthaten der Götter, an Wunderzeichen und Vorherbedeutungen, an Bedeutung und Auslegung der Träume, geglaubt (Artemidoros aus Ephesos schrieb Ende des zweiten Jahrhunderts nach Chr. ein Traumbuch) u. s. w., was Alles denn natürlich manche Betrüger benutzten, die dumme Menge auszubeuten, wie z. B. die von Lucian so treffend persifflierten Wunderthäter Alexander von Abonoteichos und Peregrinus Proteus*) und viele Andere, die teilweise bei den Brahmanen, den Magiern und den ägyptischen Priestern Weisheit geholt zu haben behaupteten.

Als im römischen Reiche, in welchem der Aberglaube immer weitere Ausdehnung gewonnen hatte, das Christentum den Sieg errang, rächte es sich dafür, daß die Heiden dasselbe Atheismus (d. h. Nichtglauben an die Götter) nannten, dadurch, daß von nun an unter Aberglauben (superstitio)

*) S. über diese des Verf. Buch der Mysterien (in näml. Verlage), S. 131—134.

das Heidentum als solches verstanden wurde. In der That bestand auch das Heidentum, nachdem es aus der herrschenden zur unterdrückten Religion und damit zu einem Geheimdienste geworden, beinahe nur noch aus Aberglauben, d. h. aus Zauberei, Beschwörung der Toten und der Dämonen, Verwünschungen, Befragung der Zukunft u. s. w. Aber auch unter den Christen fand der Aberglaube, bestehend aus Überresten des Heidentums, frühe genug Eingang.

Der Glaube an Wunder beherrschte sie ganz, und es war eine förmliche Manie, in allen irgendwie außergewöhnlichen (oder sogar gewöhnlichen) Vorfällen Wunder zu erblicken. Das größte Wunder aber wurde noch erwartet, — die Wiederkunft Christi; sie wurde stets auf die nächste Zeit verkündet, und für das Nichteintreffen war man um Gründe nicht verlegen. Erst als das Christentum Staatsreligion wurde, trat jener Wahn zurück. Ein anderer Zukunftwahn war die Auferstehung des Fleisches, in welchem von den Farisäern überkommenen Glaubenssatz die ersten Christen so verrannt waren, daß sie den Körper kasteieten und so durch die Askese für die künftige Welt tauglich zu machen glaubten.

Ebenso stark war der Dämonenglaube, der an die Engel mit ihrer himmlischen Hierarchie, wie der an die Teufel, zu denen ohne weiteres auch die heidnischen Götter gerechnet wurden. Ja man nahm besondere Engel für alle möglichen Verrichtungen (z. B. Beten), für Gattungen von Tieren, für die Elemente u. s. w. in Anspruch. Noch barocker war die Teufelslehre, welche bereits als Vorstufe derjenigen des Mittelalters gelten kann. Mit dem Kreuze und dem Namen Jesu glaubte man Dämonen bannen, beschwören und vertreiben zu können. Prophezeien (weissagen) wurde allgemein geübt; selbst Frauen traten in den Versammlungen als Prophetinnen auf, bis es ihnen Paulus untersagte. Das „in Zungen reden“, d. h. auf angeblich gött-

lichen Antrieb ausgestoßenes unverständliches Geschwätz wurde bis zum wahnsinnigen Toben getrieben, ja nicht selten von Vielen oder gar der ganzen Gemeinde zugleich, wie noch jetzt in gewissen Sekten. Paulus verlangte von den Zungenrednern die Auslegung ihres Gallimathias in verständlicher Rede, womit er wohl das erstere zu verbannen den geheimen Plan hatte. Unter solchen Umständen ist die einstimmige Abneigung aller gebildeten Heiden und Juden gegen das Christentum nur allzu begreiflich, und wäre dasselbe nicht später zur Staatsreligion erhoben worden, so wäre es auch sicherlich wenigstens so lange jene Auswüchse fortdauerten, eine verachtete Sekte geblieben.

Der Reliquien- und der Bilderdienst der Christen sind durchaus Fortsetzungen der heidnischen Gebräuche und dem Urchristentum völlig fremd. Als der armenische General Johannes Kurkuas im J. 942 Nisibis für Byzanz eroberte, zwang er die Bewohner von Edessa, ihm das angebliche Schweißtuch Jesu auszuliefern, welches dort aufbewahrt wurde und auf welchem, wie man glaubte, das Angesicht des Erlösers abgebildet war. Und so erbeuteten die Byzantiner noch mehrere in die Gewalt der Mohammedaner gefallene Reliquien.

---

2. Das Mittelalter.

Mit dem von der Kirche begünstigten Aberglauben wetteiferten indessen die Überbleibsel des heidnischen, den übrigens die Kirche zu ihren Zwecken zu benutzen nicht verfehlte. Denn zum griechisch-römischen Aberglauben gesellte sich in den von germanischen Völkern eroberten römischen Provinzen und nunmehrigen germanischen Reichen noch der

Aberglaube der alten Deutschen und Skandinavier.*) Namentlich bei den Angelsachsen spukte das Heidentum noch in bedeutendem Maße. Noch in ihren späteren Zeiten, unter dem dänischen König Knud, mußten Gesetze erlassen werden, welche die Verehrung der Götzen, der Sonne und des Mondes, des Feuers und des Wassers, der Bäche, Steine und Bäume bei Strafe untersagten.

Nirgends aber war der Aberglaube so groß, wie nach dem Zeugnisse des streng kirchlichen Geschichtschreibers und Bischofs Gregor von Tours (573—595), im fränkischen Reich unter den Merowingern. Die Geistlichen nährten den Glauben an unglückliche Vorbedeutungen von Sonnen- und Mondfinsternissen, Nebensonnen, Kometen, Nordlicht, Erdbeben, sowie des Vogelfluges, des Versiegens und der Füllung von Quellen, des Einsturzes von Mauern u. s. w.; sie verbreiteten Geschichten von aus gebrochenem Brote fließendem Blute, blutigen Wolken und Seen, von Gesichten und Erscheinungen, Weissagungen und Wunderzeichen aller Art; sie beschworen vom Teufel Besessene und beförderten den Kult mit Reliquien in allen möglichen Formen. Von den heidnischen Göttern glaubten sie, sie seien Menschen gewesen und hätten das wirklich erlebt was von ihnen erzählt wird. Man legte heilige Bücher (Psalmen, Evangelien u. s. w.) auf die Gräber heiliger Personen und betete, dieselben möchten offenbaren, was geschehen wäre; dann öffnete man nach drei mit Fasten, Nachtwachen und Gebet zugebrachten Tagen die Bücher aufs Geratewohl, hielt die aufgeschlagenen Stellen für entscheidend und richtete sich danach.**) Auch sonst achtete man auf Sprüche, die in einem entscheidenden Augenblicke gerade ge-

---

*) S. über diesen des Verf. Kulturgeschichte des deutschen Volkes. 2. Aufl. Bd. I. S. 40.

**) Kulturgesch. a. a. O. S. 95. 120 ff. Teufels- und Hexenglaube S. 52 f.

sprochen oder gesungen wurden. Abenteurer zogen umher, welche sich für Christus ausgaben und mit Kreuz, heiligen Öl und Reliquien Wunder zu vollbringen vorgaben. Man glaubte, daß Fransen vom Mantel des Königs Fieber heilten und böse Geister vertrieben. Endlich erwartete man, da die Familiengreuel und Landeswirren nie aufhörten, von Zeit zu Zeit die Ankunft des Antichrists. Denn wissenschaftliche Bildung war in dieser Zeit eine seltene Sache geworden. Die Kirchenväter rühmten sich ihrer Unwissenheit in weltlichen Dingen und der ausschließlichen Beschränkung ihrer geistigen Arbeit auf dogmatische Dinge und solche der kirchlichen Disciplin und Askese. Im Banne eines solchen Horizontes mußte eine Lehre in besonderm Maße Platz greifen, welche die vollständige Scheidung des nach kirchlich-religiösen Begriffen Statthaften und Unstatthaften, Guten und Schlechten zum Inhalte hatte, Jenes als das Werk guter, Dieses als dasjenige böser Geister darstellte. Das war die aus der dualistischen Religion der Parsen durch das spätere Judentum und durch die Sekte der Manichäer in das Christentum übergegangene Lehre vom Prinzip des Bösen, vom Teufel.

Verwarfen auch die katholischen Kirchenlehrer die Lehren der Manichäer und der mit ihnen geistig verwandten Priscillianisten, nach welchen beiden „dem guten Prinzipe, Gott, ein selbständiges böses entgegengesetzt wurde, das nicht erst böse geworden, sondern durch sich selbst aus dem Chaos entstanden“ wäre, so nahmen sie dessen ungeachtet ein böses Wesen an, das aber „ein Geschöpf Gottes und aus eigenem Willen von Gott abgefallen, böse geworden war und auch andere Engel zum Abfalle verleitet habe.“*)

Man glaubte an das Besessensein von Menschen durch den Teufel und an das Bündnis mit demselben, durch welches das Reich des Bösen auf Kosten desjenigen des Guten vergrößert

*) Der Teufels- und Hexenglaube. S. 31 ff.



würde. Daher kam auch der Unterschied zwischen weißer und schwarzer Magie, von denen jene durch Bund mit Gott, diese mit dem Teufel erworben würde. Es wurde schon von den ersten christlichen Kaisern die Ausübung der schwarzen Magie bei Todesstrafe verboten und dazu auch alles Befragen von Astrologen, Zeichendeutern und Magiern gerechnet. Seit dem siebenten Jahrhundert wurde auch allen Täuflingen der Teufel ausgetrieben, und auf der Synode zu Leptinä 743 wurde eine Taufformel vorgeschrieben, durch welche man dem Teufel abschwor und neben demselben auch (bei den germanischen Völkern) die drei höchsten Götter der Deutschen, Thunaer (Donar), Wodan und Saxnote (Zio) nannte.*)

Auf solche Weise wurden die germanischen und die ihnen benachbarten Völker in das Christentum herübergeleitet. Schrecken und Furcht vor dem Bösen war die Religion, die man ihnen einimpfte, und mit Schreckbildern und Wahngeschöpfen beschäftigte man sie mehr als mit dem Gotte, der sie geschaffen und mit Liebe durch das Leben leite.

Unter diese Wahnvorstellungen gehören namentlich die im Mittelalter so häufigen Visionen vom Jenseits, von Hölle, Fegefeuer und Himmel, welche Orte einander in jenen Gesichten meist so unmittelbar folgten, daß man glauben muß, jene Visionäre hätten sich dieselben als benachbart vorgestellt. Der große Florentiner Dante war daher nicht der erste Christ, welcher das Jenseits schilderte. Es gingen ihm sogar Viele, ja Unzählige voran, und zwar seit den ersten Zeiten des Christentums und in allen Ländern Mittel- und Westeuropas, und sie alle lehnten sich enger an Vergil an, als dessen großer Verehrer, zu dessen genauer Bezeichnung der Orte des Jenseits sie sich so wenig erhoben als ihr Vorbild. Es sind Legenden in der Form von Visionen mit einem offen eingestandenen christlich-dogmatischen Ziele,

*) Kulturgesch. a. a. O. S. 103 f

welche von diesen im Punkte der Dichtkunst unbedeutenden Männern niedergeschrieben wurden. Vereinzelte Visionen gingen den legendenhaften Niederschriften solcher voran. Der heilige Salvius, später Bischof von Albi, hatte 584 eine solche in scheintotem Zustande, in welcher er den Himmel sah. Der Abt Walafrid vor Reichenau bearbeitete um 840 die Vision des Mönches Wettin (Guetinus), worin er Hölle, Fegfeuer und Himmel erblickte. Weitläufiger wurden diese Visionen im zwölften Jahrhundert, und zwar vorzugsweise in Irland, wo die betreffende Vision von verschiedenen Personen erzählt wird. Der Edelmann Owain glaubte 1153 in der Höhle des heiligen Patrick auf einer Insel im See Dergh, welche als Eingang in das Jenseits galt, diesem einen Besuch zu machen, den ein englisches Gedicht des fünfzehnten Jahrhunderts schildert. Ohne Zweifel älter, weil früher niedergeschrieben, ist die Legende des Tundalus, welche um die Mitte des zuletzt genannten Jahrhunderts ein irischer Mönch, Bruder Marcus, im Regensburger Frauenkloster St. Paul in lateinischer Prosa schrieb.*)

Ein das Mittelalter in hohem Maße beherrschender Aberglaube waren die in der damaligen Rechtspflege die Hauptrolle spielenden Gottesgerichte oder Gottesurteile (Ordale), welche über Recht oder Unrecht entscheiden sollten. Der gerichtliche Zweikampf war ursprünglich kein solches, sondern eine Fehde im kleinen, fand aber in den Rechtsgang Aufnahme und wurde bis zum Ende des 13. Jahrhunderts geübt. Ritter forderten einander dazu durch oder auch ohne das Mittel des Richters heraus, indem sie den Handschuh als Pfand übergaben. Für Kranke oder Frauen focht ein Stellvertreter; doch kämpften auch Frauen selbst, und ihrem Gegner wurde dann die rechte Hand gebunden; er kämpfte bisweilen

*) S. diese in unserm Buche „die Kultur der Vergangenheit“ u. s. w. Band II, S. 428 ff.



in einer Grube stehend, mit einem ellenlangen Stocke oder einer Keule in der Linken, die Frau mit einem in ein Tuch gebundenen Steine. Für den Kampf wurde ein runder Platz abgesteckt, und die „Grießwarte“ sorgten für Aufrechterhaltung der Ordnung unter der zahlreichen Zuschauerschaft wie unter den Beteiligten. Vor dem Waffengange beschworen die Gegner die Wahrheit ihrer Aussagen. Sie fochten in leichter Kleidung ohne Panzer, mit Schwert und Schild, der nur von Holz und Leder sein und von Eisen nur den Buckel haben durfte. Die Sonne wurde zwischen ihnen „gleich geteilt“. Der unterliegende Teil fiel, wenn er den Kampf überlebte, der Todesstrafe anheim. Erschien aber auf dritte Ladung der Beklagte nicht, so stieß der Kläger zwei Stiche gegen den Wind, und das war soviel als ein Sieg über den Gegner, der gleich einem Überwundenen verurteilt wurde.

Neben diesem Gottesurteil fanden in früherer Zeit noch statt: das Los (das unbesehene Auswählen eines bekreuzten unter mehreren unbekreuzten Losen), das Kreuzordal, bei dem derjenige, der die Arme an einem Kreuz oder Baum weniger lang ausgestreckt halten konnte, als besiegt galt, die Probe des geweihten Bissens, beruhend auf der Annahme, daß, wer auf eine Aussage die Hostie nehme, daran ersticken müsse, wenn er unwahr spreche. Von längerer Lebensdauer waren die Ordale des kalten Wassers (wer darin schwamm war schuldig, wer untersank, unschuldig!!), des Kesselfangs oder heißen Wassers (in das der Beklagte bis zum Ellenbogen greifen mußte) und des glühenden Eisens, der glühenden Kohlen oder des Überschreitens einer glühenden Pflugschar. Über glühende Roste schritten Frauen, die ihre Unschuld beweisen wollten. Dem Glauben, daß die Leiche eines Ermordeten im Beisein des Mörders blute, entsprach das mehr schauerliche als gefährliche „Bahrrecht“. Zwar verboten 1215 Kaiser Friedrich II., der Papst Innocenz III. die Ordale, aber noch lange Zeit ohne Erfolg.

Das vierzehnte Jahrhundert war an ansteckenden Krankheiten reich. Sie gehörten zu den schlimmen Folgen der Kreuzzüge und wurden durch Mangel an Reinlichkeit und ärztlichen Kenntnissen noch gefährlicher. Anderthalb Jahrhunderte, von der Mitte des dreizehnten bis Ende des vierzehnten, waren sie von der gräßlichen Geistesepidemie des Geißlerwesens begleitet, besonders in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, als der sogenannte große oder schwarze Tod wütete. Von Italien ausgehend, überschwemmten die Scharen jener christlichen Fakire, denen sich auf ihren Zügen alles anschloß, was nicht als Ketzer betrachtet werden wollte, ganz Deutschland und schwärmten bis nach Polen. Durch die wahnwitzige Buße der Selbstpeinigung glaubten sie den in der Strafe der Seuche und des Scheiterns der Kreuzzüge sich offenbarenden Zorn Gottes abzuwenden. Umsonst eiferten die Päpste und ein Teil der Geistlichkeit gegen diese Tollheit; denn ein anderer Teil der letzteren machte nicht nur mit, sondern feuerte noch mehr dazu an; auch an den Judenmetzeleien beteiligten sich die Geißler stark. Eine wachsende Überwucherung der Reliquienverehrung, der Wallfahrten, der Heiligenfeste, der Marienvergötterung war nicht die einzige Begleitung jener trüben Erscheinung; die krankhafte Richtung spielte in den bekannten Narren- und Eselsfesten auch in das burleske Gebiet hinüber.

Auch das später seine Orgien feiernde Hexenwesen war nicht der einzige Aberglaube der Zeit seines Bestandes, und zahlreiche weitere Provinzen dieses unheimlichen Reiches wetteiferten an Haltbarkeit, wenn auch nicht an Mordsucht mit demselben. Abgesehen von der Sterndeuterei (Astrologie) und Goldmacherei (Alchemie) die besonders zu behandeln sind, suchte man wunderthätige Kräfte in Steinen, noch mehr aber in Pflanzen; die Wurzel der Mandragora sollte unter dem Galgen durch Urin oder Sperma eines Gehängten entstehen, und man hielt sie für ein lebendes Wesen,

das, auf eigentümliche Weise ausgerissen und bei Hause gepflegt, zu dem Geld und Glück verleihenden Alraun oder Heckemännchen wurde. Ähnliche Wirkungen sollten der abgeschnittene Daumen eines Gehängten, die Wünschelrute, welche alles Verborgene entdeckte, und die durch den Specht widerwillig gelieferte „Springwurzel“ haben, welche alles Verschlossene öffnete. Man beschwor nicht nur Tiere, welche dem Felde schadeten oder sonst lästig fielen, wie Würmer, Fliegen, Maikäfer, Heuschrecken, Sperlinge u. s. w., sondern citierte sie vor Gericht, belegte sie mit dem Kirchenbann und verurteilte sie in vollem Ernste gerichtlich zur Verbannung, — Tiere aber, welche Menschen töteten, zum Tode und vollzog an ihnen die Hinrichtung!

Nicht minder mannigfaltig als im christlichen, war der Aberglaube in mohammedanischen Gebiete. Die Araber hingen seit Altem, wie die Italer, der Deutung des Vogelfluges an, welche der Korân als Teufelsspuk erklärte. Allgemein fürchtete man sich, wie noch jetzt in Italien, vor dem „bösen Auge“ und suchte davor Kinder durch Einsperren zu schützen; doch wandte man auch Amulette und vielerlei andere abergläubige Gebräuche dagegen an. Förmlich vom Korân begünstigt, ja ermuntert wurde der aus dem Juden- und Christentum herübergenommene Glaube an den Teufel und an die Dämonen (Dschinn), und er blieb in ebenso mannigfacher Weise herrschend wie bei den Christen. Namentlich liebte man es, Schlangen und andere Tiere als verwünschte Dschinns zu betrachten. Auch gab es Geister, welche den Elfen der germanisch-keltischen und den Vampyren der slawisch-magyarischen Sage ähnelten. Babylon galt als ein Ort des Zaubers, der Demawend und andere Berge als Versammlungsorte der Hexen und Zauberer. An Gebräuchen und Formeln der Beschwörung war kein Mangel. Da aber die Zauberei, wenn auch nicht als lobenswert, doch als erlaubt betrachtet wurde, hatte der Islam keine Hexenverfolgungen

aufzuweisen. Doch fehlte es nicht an Gegnern des Aberglaubens, deren Wirken freilich keinen Erfolg hatte.

Wie in Westeuropa das römische und germanische und im Reich des Islam das arabische, so lebte in Osteuropa das slawische Heidentum unter der Herrschaft der griechisch-katholischen Kirche als Aberglaube fort. Die „schwarzen" Götter der alten Slawen wurden bei den christlichen Russen zu Dämonen und Teufeln, in deren Dienste lebendige Menschen als Zauberer, Werwölfe und Hexen, und Tote als Vampire die Leute schädigten und peinigten. Die Popen geringeren Grades unterstützten diesen Aberglauben aus Mangel an Bildung und aus Abhängigkeit vom Volke, unter dem sie lebten. Namentlich fürchteten die Russen des Mittelalters die finnischen Zauberer, welche Nowgorod in Schrecken versetzten und bis nach Kiew streiften. Noch im 16. Jahrhundert glaubte das Volk, Anna Glinski, die Großmutter des jungen Zaren Iwan IV. Wassiljewitsch, des späteren Blutmenschen, habe Toten das Herz aus dem Leibe gerissen, dieses in Wasser geweicht, die Straßen damit besprengt und hierdurch die damaligen furchtbaren Brände Moskaus (1547) verursacht. Im Kriege gegen Polen (1577) glaubten die Russen, die Festungen Livlands seien vor der Gewalt des griechischen Kreuzes gefallen. Als der Wüterich Iwan (1584) zum Sterben kam, sah er seinen Tod als die Folge eines Kometen an und ließ 60 finnische Zauberer kommen und befragen, während er zugleich die Muttergottes von Bjelo-Osero und den heiligen Cyrillus um ihre Fürbitte anflehte und das genannte Kloster um Weihwasser bat.

Inzwischen war im Abendlande anderthalb Jahrtausend nach Christi Geburt das deutsche Volk noch immer nicht aus dem germanischen und waren ebensowenig die keltoromanischen Völker aus dem keltischen und römischen Heidentum herausgekommen. Ja, es wurden bei Bestattungen hoher Häupter noch altgermanische Pferdeopfer gebracht. Bei derjenigen

Kaiser Karls IV (1378) wurden 26 Pferde geopfert, und auf dem letzten derselben ritt ein wohlgewappenter Ritter unter goldenem Traghimmel und opferte sich mit dem Pferde (wie, erfahren wir nicht). Noch 1577, nach der Beerdigung Kaiser Maximilians II., wurden an seinem Grabe Pferde, zwar nicht getötet, aber der Domkirche geschenkt. Und dies war um so weniger zum Verwundern, als zu diesem nordisch-heidnischen Aberglauben durch die gelehrten und dichtenden Humanisten noch eine Auffrischung des fast vergessenen griechischen, freilich meist in römischer Hülle, hinzukam. Diese Männer huldigten so ziemlich durchweg der Astrologie, Magie, Chiromantie, Nekromantie u. s. w. Giovanni Boccaccio, der Verfasser des heitern und teilweise schlüpfrigen Decamerone und Erklärer des feierlich ernsten Dante, behauptete: „die Philosophen und Astrologen lehren, daß die Gestirne die irdischen Geschöpfe zeugen und nähren, ja auch leiten, wenn nicht die Vernunft ihnen widersteht.“ Marsilio Ficino (geb. 1433, † 1499) glaubte an das Dasein einer Erdenseele, schrieb auch den Sternbildern des Tierkreises Seelen zu und lehrte, die ganze Welt sei voller Seelen. Sein Zeitgenosse Angelo Poliziano war von der Annahme gewisser Vorzeichen des Todes und vom Eingreifen des Teufels in die Geschicke der Menschen durchdrungen. Der Chorherr Felix Hemmerlin aus Zürich († 1460) verteidigte Geistererscheinungen, Teufelsbeschwörungen, Wetterbesprechungen u. s. w. und spielte selbst den Hexenmeister. Johannes Trithemius, Abt von Sponheim (geb. 1462, † 1516), ließ Geister erscheinen, in einem ungastlichen Wirtshause Speisen zum Fenster hereinkommen und prophezeite Schicksale der Menschen; es sind dies aber bloß Sagen, veranlaßt durch die von ihm herausgegebene, von Aberglauben strotzende Geheimlehre (Steganographie). Zu seiner Zeit lebte als fahrender Schüler der durch zahllose Sagen und durch dramatische Werke berühmt gewordene sog. Schwarzkünstler Doktor Faust und

der zwischen Wissenschaft und Aberglauben stets schwankende Arzt Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus.

Wenn dies am grünen Holze geschah, was konnte vom dürren, dem Volke erwartet werden? Bald nach 1500 wollte man in verschiedenen Gegenden Deutschlands bemerken, daß an Leibern und Kleidern der Leute plötzlich Kreuze von verschiedener Farbe, sowie Speere, Nägel, Geißeln und Dornenkronen erschienen, was der Bischof von Lüttich dem Kaiser selbst anzuzeigen für gut fand und weshalb geistliche und weltliche Obrigkeiten Kreuzgänge, Fasten, Messen und Gebete anordneten und das Schwören und Fluchen streng untersagten. Sogenannte Hexen bekannten auf der Folter, solche Zeichen „ausgestreut“ zu haben und wurden verbrannt. — Man ließ wunderthätige Marien erscheinen und an den Gräbern von Heiligen, Kranke gesund werden. Zahlreiche Pilger durchzogen die Länder; aus Deutschland sah Augsburg alte und junge Leute bis in die Normandie und nach Apulien wandern, um an Heiligtümern zu beten, Arnstadt seine Kinderscharen, wie zur Zeit des Kinderkreuzzugs ausziehen, ohne zu wissen wohin; sie meinten: zum heiligen Blute. Viele andere zogen unbewaffnet und ohne an die Folgen zu denken, ähnlich wie zur Zeit der Kreuzzüge, gegen die Türken. In Bern ersannen die Dominikaner, diese alten Feinde des freien Gedankens, diese Verketzerer des frommen und ruhigen Reuchlin, ein eigentümliches Mittel, um ihren Gegnern, den Franziskanern, den Rang abzulaufen. Weil der Gründer des Ordens der letzteren, Franz von Assisi, die fünf Wundmale Christi besessen haben soll, beschlossen die eifersüchtigen Weißkutten 1506 in einer Provinzialversammlung zu Wimpfen am Neckar, es den Schwarzkutten gleichzuthun. Ein geistesbeschränkter Laienbruder des Berner Predigerklosters, der Schneider Johann Jetzer, wurde durch die Eingeweihten mit nächtlichem Spuk und Buß-

übungen bearbeitet, bis er einwilligte, die Wundmale zu erhalten, von denen er aber nur eines ertrug. Der Betrug wurde ruchbar, die Mönche suchten ihr Opfer zu beseitigen; dieses aber entfloh und zeigte sie an, worauf vier der Schuldigen verbrannt wurden. Es war auch die Zeit, in welcher der heilige Rock zu Trier in nicht aufgehellter Weise entstand. Man ließ aus weiter Ferne angebliche Gebeine und andere Reliquien von Heiligen kommen und holte sie mit Gepränge ein, um damit die Engerlinge von dem Feldern zu vertreiben. Ja sogar Bischöfe luden diese Insektenlarven vor ihr geistliches Gericht und belegten sie, weil sie nicht erschienen, mit dem Bannfluche. In Augsburg gelang es 1512 einer alten Jungfer, den Kaiser, die Stände des Reiches, den römischen Legaten und den Bischof zu dem Glauben zu verleiten, daß sie ohne Speise und Trank lebte und sichtbaren Verkehr mit Gott hätte; sie wurde aber entlarvt und als Diebin ertränkt. Es entstanden fromme, d. h. sich in den kirchlichen Formen übende und den Geist nicht darin suchende Bruder- und Schwesterschaften; es entstand die göttliche Verehrung Marias durch ein besonderes Gebet (Ave Maria), es entstand die mechanische Hersagung endloser Wiederholungen der gleichen Gebete, die als „Rosenkranz" bekannt ist. Für tiefere sittlich-religiöse Bildung aber geschah nichts.

Die Kirche hat eine Besserung und Heilung der geschilderten Zustände durchzuführen, weder die Kraft noch den Willen gehabt; sie war durchaus weltlich geworden. Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn die größten und gerechtesten Geschichtschreiber, welche jene Zeit behandeln, das schwere Wort aussprachen, daß die Kirche die Religion verloren hatte, namentlich wenn man einen Blick auf die damaligen Päpste wirft, einen Sixtus IV., welcher nur für seine Verwandten sorgte und sich (1471) das Recht vorbehielt, aus Wachs gebildete Osterlämmer zur Abwendung von Zauberei verfertigen und begraben zu lassen, einen Inno-

cenz VIII., den Beförderer der Hexenprozesse und Vater von sechszehn natürlichen Kindern, die er durch den Ablaß mit Vermögen ausstattete, den in allen Lastern und Verbrechen versunkenen Alexander VI., den Gründer des Kirchenstaates, den kriegerischen, für ein einiges Italien schwärmenden Julius II. und den humanistischen, im Innern ungläubigen Leo X.

Leistete der Humanismus auch noch so viel in wissenschaftlicher und litterarischer Beziehung, brachte er das Schulwesen auf eine für jene Zeit noch so hohe Stufe, — ohne sittlichen und religiösen Halt konnte die große Menge, für welche gute Schulen noch nicht da waren, zu höheren Anschauungen nicht emporsteigen, — und jenen Halt fand sie ja in der Kirche nicht. Denn einerseits gaben die Vorsteher derselben meist ein schlechtes Beispiel, und anderseits befreite kein sittlich durchhauchter und wissenschaftlich gestützter Religionsunterricht das Volk aus den Banden seines heidnischen Aberglaubens, welchen unverstandene Formen, denen der Geist fehlt, nur nähren nicht bannen konnten. So blieb nichts übrig, als eine Katastrophe in der Geschichte, und diese Katastrophe war die Reformation, welche aber den Aberglauben nicht zerstören konnte.

3. Die neuere Zeit.

Alles Außerordentliche, Ergreifende, Erschütternde weckt vielmehr stets von neuem die Neigung zum Rätselhaften, Geheimnißvollen, Wunderbaren, weil darin das Heilmittel für die mit Ersterem verbundenen Übelstände und Krankheiten der Zeit geahnt oder erwartet wird. So bot natürlicher Weise auch der dreißigjährige Krieg mit seinen Gräueln

vielen Anlaß zu abergläubigen Regungen und Handlungsweisen, zu tollen Visionen und eingebildeten Erscheinungen. „Man sah," erzählt Gustav Freytag, „am Himmel die schrecklichsten Gesichte, man fand die Anzeichen furchtbaren Unheils in zahlreichen Mißgeburten; Gespenster erschienen, unheimliche Laute klangen vom Himmel und auf der Erde. In Ummerstadt z. B. (Herzogtum Hildburghausen) leuchteten weiße Kreuze am Himmel, als die Feinde einrückten. Als sie in die Kammerkanzelei eindrangen, trat ihnen ein weißgekleideter Geist entgegen und winkte ihnen zurück, und niemand konnte sich von der Stelle rühren. Nach ihrem Abzuge hörte man acht Tage lang im Chor der ausgebrannten Kirche ein starkes Schnauben und Seufzen. — Zu Gumpershausen machte eine Magd großes Aufsehen im ganzen Lande. Sie erfreute sich der Besuche eines kleinen Engels, der sich bald in rotem, bald in blauem Hemdlein vor ihr auf's Bett oder den Tisch setzte, wehe schrie, vor Gotteslästerung und Fluchen warnte und schreckliches Blutvergießen verhieß, wenn die Menschheit nicht das Lästern, die Hoffart und die gestärkten und geblauten Krägen — damals eine neue Mode — abschaffen würde. Wie man aus den eifrigen Protokollen ersieht, welche die geistlichen Herren verschiedener Würden über die Halbblödsinnige aufnahmen, verursachte ihnen nur der eine Umstand Bedenken, weshalb das Engelein nicht sie selbst besuche, sondern eine einfältige Magd."

Gleich den alten Germanen glaubten auch die deutschen Soldaten des sechszehnten Jahrhunderts und nach ihnen jene des dreißigjährigen Krieges an die Möglichkeit, die Waffe tötlich, den Leib aber hieb-, stich- und kugelfest machen zu können. Sie hielten dieselbe Stelle, an welcher die Sage den Helden Siegfried verwundbar sein läßt, für „offen". Fahrende Schüler und Zigeuner waren ihnen die unfehlbaren Besitzer von Zaubergeheimnissen, die sie denselben abzukaufen suchten. Es waren in der von uns geschilderten

Zeit einzelne Soldaten mit Namen bekannt, welche nach ihrer eigenen Behauptung und nach dem Glauben ihrer Kameraden „fest" oder „gefroren" waren. Die abergläubigen Krieger legten Talismane und Amulette an, um des nämlichen Glückes teilhaftig zu werden. Man nannte Solche, bei denen dies nach dem herrschenden Glauben der Fall war, „Pessulanten" (in vulgärer Sprache „Passauer"), und Jene, welche diesen Zauber sollten lösen können, „Solvanten". Es gab darüber Sagen in Menge. Bezauberte sollten die auf sie abgefeuerten Kugeln ruhig aus dem Busen gezogen haben. Man hielt sie aber für dem Teufel Verfallene. Unter die angeblichen Mittel zur Bezauberung zählte man z. B. die Not- oder Siegeshemden, welche unter verschiedenen abergläubigen Erfordernissen verfertigt (meist von Kindern oder Jungfrauen gesponnen, gewoben und genäht) sein mußten, wie auch andere unter beinahe nicht zu erfüllenden Bedingungen zu fertigende Gegenstände, die man auf der Brust trug. Auch sicher treffende Kugeln und Schwerter mußten unter dergleichen Erfordernissen gefertigt sein. Der Teufel und die Kirche spielten dabei ihre seltsam vermischten Rollen (so mußte man z. B. das Abendmahl unter Anrufung des Teufels nehmen u. s. w.). Auch glaubte man, daß „Gefrorene" sogar Lebensmittel so fest machen könnten, daß Niemand darein zu schneiden im Stande wäre. Für verzaubert galten im dreißigjährigen Kriege Tilly's und Wallenstein's Leiber und Gustav Adolf's Schwert, ebenso, und noch lange nach dem Kriege, die Personen aller Herzoge und Prinzen von Savoyen. Gegen den Scharfrichter jedoch, welcher, gleich dem Regimentsprofosen, stets für fest galt, nützte die Festmachung nichts, ebensowenig gegen Holzkeulen und Gold- oder Silberkugeln, namentlich wenn das zu letzteren verwendete Metall ererbt war. Zu diesem soldatischen Aberglauben gesellte sich noch weiterer, z. B. man könne durch Beschwörungen in der Not den drohenden Feinden das Bild zu Hilfe eilender Krieger vorzaubern u. s. w.

Im sechszehnten Jahrhundert hatten manche Kriegsoberste jeden Soldaten, welcher sich solchem Aberglauben ergab, hängen lassen. Die beste Verhöhnung desselben lieferte übrigens ein unbekannter Soldat des dreißigjährigen Krieges, welcher, von einem feigen Kameraden um ein festmachendes Mittel gebeten, auf einen Zettel dreimal schrieb: „Wehr' Dich, Hundsfott!" worauf Jener sich für fest hielt und durch diesen Glauben tapfer wurde. Geehrt wurden übrigens nur die Tapferen, die angeblich Festen bloß gefürchtet oder gemieden.

Den Aberglauben der damaligen zügellosen Kriegssöldner teilten natürlich auch die oft mit ihnen zusammenhängenden und aus ihrer Mitte hervorgehenden Gauner. Der „Hundssattler" bekannte in Baireut vor Gericht, daß er gerade am Tage seiner Verhaftung das neunte schwangere Weib habe ermorden wollen, wie er das schon an acht anderen gethan, um ihnen die Frucht aus dem Leibe zu reißen und das Herz derselben roh zu verzehren, damit er „fliegen könne wie ein Vogel". Am Anfang unseres Jahrhunderts noch trieb der „schöne Karl" allen seinen Beischläferinnen die Frucht ab, „um aus dem Fette derselben die sog. Schlaflichter zu machen, bei deren Scheine die Bestohlenen vom Schlummer befallen bleiben."

Wie umfassend der Aberglaube des siebenzehnten Jahrhunderts war, zeigt eine Verordnung des Herzogs Maximilian von Baiern gegen „Zauberer, Hexen und Wahrsager" vom Jahre 1611, welche den gesammten Volksaberglauben in ein völliges System brachte, das in zwei Rubriken zerfiel, nämlich in Handlungen die mit und solche die ohne Anrufung des „Bösen Geistes" geschehen. Die für diese Handlungen angesetzten Strafen waren teils Verbannung und Gütereinziehung, teils Todesstrafen, und zwar Enthauptung und Verbrennung. Nachrichten aus dem Jahre 1618 zeigen, daß auch der altitalische Glaube an die Be-

deutung des Vogelfluges damals sehr im Schwange war. Aus dem Jahre 1638 liegt uns der Bericht über eine Teufelsbeschwörung gegenüber einer Besessenen vor, welche füglich tausend Jahre früher hatte vorsichgehen können und beinahe zweifeln läßt, ob die Völker in dieser langen Zeit eigentlich geistige Fortschritte gemacht haben.

Ja der volkstümliche Aberglaube erhielt sogar amtliche Geltung und zwar im „aufgeklärten" 18. Jahrhundert! Im Jahre 1742, den 24. Dezember, wurde von einer deutschen Regierung ein Edikt erlassen, in welchem den Beamten und Raten vorgeschrieben ward, in jeder Stadt und jedem Dorfe hölzerne Teller, worauf schon gegessen worden, und die mit näher angegebenen Figuren und Buchstaben an gewissen Tagen und Stunden mit frischer Tinte und neuer Feder beschrieben seien, aufzubewahren und bei Entstehung von Feuersgefahr mit den Worten „im Namen Gottes" ins Feuer zu werfen und, wenn solches dennoch um sich greifen sollte, dies dreimal zu wiederholen, worauf das Feuer gedämpft werden würde!!

Aber auch in den Kreisen der „gebildeten" Stände dauerte im achtzehnten Jahrhundert, trotz aller dasselbe teilweise beherrschenden Aufklärung, der krasseste Aberglaube fort. Denn wie die Aufklärung jener Zeit, welche keineswegs aus wissenschaftlicher Forschung entsprang, keinen andern Grund hatte, als den der Mode, so forderte diese allmächtige Gebieterin auch eine gewisse Hingabe an die rätselhaften Mächte der Finsternis und des Wahns. Das Eine wie das Andere reizte die Neugierde und die Sucht nach dem Geheimnißvollen, und beide gingen daher oft sogar in denselben Köpfen Hand in Hand. So kam es, daß Swedenborg, Saint-Germain, Cagliostro und Mesmer Zeitgenossen eines Voltaire, Rousseau, Lessing und Kant waren, und daß Männer wie Lavater, Mendelssohn und Hamann mit Vertretern beider Extreme in der innigsten Verbindung standen.

Die das 18. Jahrhundert wie ein roter Faden durchziehende Lust am Geheimnisvollen und Wunderbaren begnügte sich nicht mit einzelnen Geistersehern, — auf die wir zurückkommen werden, sondern erfand auch die ersten eigentlichen Geistergeschichten, welche unwillkürlich sogar von Mehreren zugleich erlebt worden sein sollten, oder auch Fortsetzungen oder Aufwärmungen solcher Erscheinungen waren, welche angeblich schon in früheren Zeiten gespukt hatten, wie z. B. die in mehreren Schlössern umgehende „Weiße Frau“, ursprünglich wohl die umziehende Göttin Holle, die mit der Zeit zur Ahnfrau geworden war. Am Hofe des Kurfürsten Johann Philipp von Trier, zu Ehrenbreitenstein (1756—1768) sah ein wachhaltender Soldat an mehreren Abenden spät hinter dem lesend in seinem Zimmer auf- und abgehenden Kurfürsten einen Mann in grauem Rocke herschleichen und ihm Schnippchen schlagen. Als er ihn fassen wollte, derselbe aber plötzlich verschwand, beruhigte ihn der Kurfürst, es sei ein alter Bekannter. In der Silberkammer des Schlosses wollte man oft geisterhafte Versammlungen sehen u. s. w.

In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts lehrte der Jesuit Stengel in seiner vier dicke Quartbände umfassenden Schrift „de judiciis divinis“ (von den göttlichen Strafurteilen), daß Donner, Blitz und Stürme mit Gottes Erlaubnis von Dämonen hervorgerufen würden und in der Regel nur arge Sünder mit Vernichtung träfen. Der protestantische Pfarrer Georg Nuber in Schwaben lehrte in seinen „conciones meteoricae“, die im Jahre 1661 in Ulm erschienen, daß Gott gewisse Vergehen, wie Unbußfertigkeit und Unglauben durch Stürme, Überschwemmungen, Blitz und Hagel bestrafe. Stöltzlin, auch ein Protestant, gab (1731) Gebete gegen schlimmes Wetter heraus, zu denen der Pastor Dillherr in Nürnberg eine Vorrede schrieb, in welcher er behauptete, Gott bereite im Gewitter die Menschen auf das Jüngste Gericht

vor. Um dieselbe Zeit nannte Professor Scheuchzer in Zürich, der ein Saurierskelett für das eines in der „Sündflut“ umgekommenen Menschen hielt, die Stürme und Gewitter Gottes Stimme. Und noch nachdem Franklin bereits den Blitzableiter erfunden, schrieb Pastor Karl Koken in Hildesheim (1756) über „die Offenbarung Gottes im Wetter“. Im Jahre 1733 erklärte Dr. Theodor Arnold die Versteinerungen als Modellierversuche Gottes vor der Schöpfung.

Der im achtzehnten Jahrhundert noch spukende Glaube an Teufelsbeschörungen, Geisterseherei, Zauberei und anderen Blödsinn war ein unblutiger Rest des während der Zeit der Hexenprozesse grausam wütenden Teufelswahnes, und er beherrschte die Gemüter der Menschen und sogar der Gebildeten in solcher Weise, daß er eine zahlreiche Litteratur in's Leben rief, welche sowohl über den angedeuteten Aberglauben selbst, als über die Mittel, ihn zu bekämpfen und zu zerstören, Rechenschaft und Aufschluß erteilte.

Ein Mönch Pater Sterzinger, trat im Jahre 1766 gegen den Teufelsglauben auf. Eine Bewegung gegen das zur Abwendung von Blitzgefahr übliche Gewitterläuten kam in Gang, indem man im Jahre 1783 berechnete, daß in dreiunddreißig Jahren vierhundert Kirchtürme durch den Blitz beschädigt und hundertzwanzig Glockenläuter erschlagen worden waren. Man setzte Blitzableiter auf die Türme, und das Unheil schwand.

Dr. Eberhard David Hauber, Schaumburg-Lippe'scher Superintendent, gab heraus: „Bibliotheca, acta et scripta magica oder Gründliche Nachrichten und Urteile von solchen Büchern und Handlungen, welche die Macht des Teufels in leiblichen Dingen betreffen“ (in drei Bänden, Lemgo 1739—45). Das Werk, in wenig umfangreichen „Stücken“ (wie man damals die Lieferungen nannte) erschienen und nach Art der Zeitschriften eingerichtet, ist der „Offenbarung der Wahrheit und der Vertilgung des Aberglaubens“ gewidmet; es beginnt mit

den Aktenstücken über die Hexenprozesse, worunter die dieselben betreffenden päpstlichen Bullen, Rezensionen des Hexenhammers und der Schriften für und wider Hexerei, und fährt mit Erzählungen von Geister- und Gespenstergeschichten aus früherer und damaliger Zeit, von angeblich aus dem Himmel gekommenen Briefen und sogenannten Prophezeihungen fort, welche gründlich kritisiert und welchen die Kunststücke der chinesischen und indischen Taschenspieler, wie auch umherziehender einheimischer gegenübergestellt werden, und bringt die Keulenschläge eines Thomasius und anderer Lichtfreunde gegen den Aberglauben.

Eine Fortsetzung zu obigen Werke bilden Elias Kaspar Reichard's, Professors in Magdeburg „vermischte Beiträge zur Beförderung einer näheren Einsicht in das gesammte Geisterreich, — zur Verminderung und Tilgung des Unglaubens und Aberglaubens," in zwei Bänden (Helmstedt 1781 und 1788). Der Inhalt ist ebenfalls ohne Ordnung zusammengetragen, aber gleichförmiger als in dem vorigen Werke; die bereits außer Gebrauch gekommenen Hexenprozesse werden wenig mehr berücksichtigt, desto mehr aber die jetzt noch in beinahe allen nicht durchweg höher gebildeten Familien im Schwange gehenden Erscheinungen, Ahnungen, Visionen und dergleichen tolles Zeug.

Schon vor dieser Fortsetzung, 1777—86, erschien zu Frankfurt und Leipzig und zu Stuttgart, in drei Bänden, von Ernst Urban Keller, Superintendenten zu Wildbad: Das Grab des Aberglaubens, welches nun, in geordneter Reihenfolge, von den Ursachen der Naturerscheinungen, Verwünschungen, Träumen, Wahrsagerei im Kaffeesatz, Ahnungen, Kometen, Irrwischen, Bleigießen, den Zahlen zwölf und dreizehn, der Todtenuhr, der Todtenbeschwörung, den Wehrwölfen, Gespenstern, Wünschelruten, vom Teufel, Blut- und Schwefelregen, Unsichtbarmachen, Kartenschlagen und Punktieren, von der weißen Frau und vielem andern Aberglauben

handelt. Die Haltung des Buches ist weit entschiedener als die der vorigen. Voran steht die Definition: Der Aberglaube schreibt einer Sache eine Wirkung zu, die sie niemals hat, und es folgt der energische Aufruf: Jedermann arbeite an der Bahre des Aberglaubens.

Noch im Jahre 1777 folgte (in Leipzig) das Buch von Justus Christian Hennings, Hofrat und Professor in Jena: Von den Ahndungen und Visionen. Die Anordnung ist streng systematisch und philosophisch, die Haltung ernst und streng gegen den Aberglauben. Ein zweiter Teil (1783) enthält merkwürdiger Weise eine Art Psychologie der Tiere und Untersuchungen über Ahnungen derselben. Von dem nämlichen Verfasser erschienen 1781 in Altenburg die „Visionen neuerer und neuester Zeit, philosophisch in ein Licht gestellt" und 1784 in Weimar das Buch „von den Träumen und Nachtwandlern," welche Erscheinungen durchweg natürlich erklärt werden. In unserm Jahrhundert folgten Münter's „Merkwürdige Visionen und Erscheinungen nach dem Tode, zur Verminderung des Aberglaubens ꝛc." (3 Bde. Hannover 1805—11). Nach dem Erscheinen von Stilling's Theorie der Geisterkunde kamen endlich noch dazu: Geister und Gespenster, in einer Reihe von Erzählungen (sämmtlich natürlich erklärt), als notwendiger Beitrag zu Stillings Theorie (Basel 1810).

Leider ist mit dem Auftreten dieser wackeren Kämpfer für die Aufklärung die Geschichte des Aberglaubens noch nicht zu Ende. Was dieser noch weiter ausgeheckt hat, und was von früher ausgeheckten Aberglauben noch fortwährend in der Welt spukt, wie auch was sonst seines größern Umfangs wegen eine eingehendere Besprechung verdient, das darzustellen ist die Aufgabe des speziellen Teils dieses Buches.





I. Abteilung.

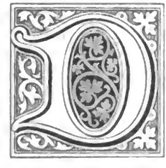
Der Volksaberglaube.



Erster Abschnitt.

Die Gegenstände des Aberglaubens und ihre Bedeutung.

1. Die Gestirne.



ie Menschen betrachten von jeher mit Staunen und Bewunderung die leuchtenden Körper am Himmel, beobachten mit mehr oder weniger Geschick ihre Bewegungen und ihren Lauf und bringen sie mit ihren eigenen Schicksalen in Verbindung. Es liegt in den sehr begreiflichen und echt dichterischen Gefühlen, mit denen dies geschieht, ein Teil Wahrheit und ein Teil Irrtum, wie übrigens in allen, was der nicht wissenschaftlich gebildete Mensch glaubt und vornimmt. Die Wahrheit in Betrachtung der Gestirnwelt liegt in der Ahnung, daß da oben (oben nämlich für den nicht physikalisch denkenden Geist) etwas Großes, Mächtiges, Unermeßliches verborgen liegt, was unser, der Erdenmenschen Begriffsvermögen weit überragt. Der Irrtum aber, und zwar der Grundirrtum nicht nur des Aberglaubens, sondern aller unwissenschaftlichen Anschauungen der Menschheit, namentlich auch aller Religionen, ist der, daß jene fernen Welten, wenn auch von uns als

etwas über uns erhabenes angestaunt, doch nur dazu da seien, uns Erdenmenschen zu leuchten und uns zu erfreuen, daß der ganze Himmel mit seinen unzähligen Millionen von Gestirnen gewissermaßen nur ein Gegenstück zur Erde sei. Alle dogmatische und positive (nicht aber die ethische und aufgeklärte) Religion beruht auf der Meinung, daß die Erde der Mittelpunkt und die Hauptsache im Weltall, daß Gott, abgesehen von dem problematischen Geisterwesen des Himmels und der Hölle (Engeln und Teufeln), lediglich der Gott derjenigen Wesen sei, welche auf dem Planeten Erde gelebt haben, jetzt leben und künftig leben werden. Die Dogmen der Gottheit des Erlösers, der Auferstehung des jüngsten Gerichts und der Orte des Jenseits beweisen, daß die „positive" Religion auch nur auf die Möglichkeit, die aber eine hohe Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen Gewißheit ist, daß auch auf anderen Weltkörpern denkende Wesen wohnen (beziehungsweise gewohnt haben oder wohnen werden), nicht die mindeste Rücksicht nimmt, und sie totschweigt, wenn nicht gar verketzert.

Umso natürlicher ist es, daß der Aberglaube die Gestirne nur in Beziehung auf die Erde auffaßt, wobei indessen doch unabsichtlich meist eine Überordnung derselben im Verhältnis zum Menschen geahnt wird. Man darf, sagt das deutsche Volk aller Gaue, nicht mit dem Finger nach dem Himmel, der Sonne, dem Monde und den Sternen deuten, wenn man nicht die Engelein totstechen will oder wenn nicht der Finger krank werden oder ein Stern ins Auge fallen soll. Vor der Sonne insbesondere nimmt der Bauer den Hut ab, sie wird gegen das Fieber angerufen; man vergleicht sie, wie in Indien, so auch in Deutschland, mit einem Rade, mit dem Golde, dem Blondhaar, der Spindel; sie bringt endlich alles an den Tag. Ihr roter Aufgang am Neujahrstage bedeutet Krieg, ihre Verfinsterung zu allen Zeiten Unglück; es soll dann Gift vom Himmel fallen, vor dem man Vieh und Brunnen zu schützen sucht, indem man jenes einsperrt und

diese zudeckt. Die Naturvölker sämtlicher vier fremden Erdteile glauben bei Sonnen- und Mondfinsternissen, daß ein wildes Tier das Gestirn verschlingen wolle, und suchen jenes durch Lärm aller Art, Geschrei, Rasseln und Poltern zu verscheuchen. Ebenso macht man auf beiden Seiten des Böhmerwaldes und wohl auch anderswo durch Schlagen von Messern auf Pfannen oder Sensen ein Geräusch, fastet und betet u. s. w.

Auch vor dem Monde nimmt man den Hut ab, nennt ihn „Herr" (die Sonne „Frau"), verbeugt sich vor ihm, beschwört ihn u. s. w. Der Mondschein hat einen mystischen Charakter; er schließt Arbeiten, besonders Spinnen und Tanzen aus, sowie das Trinken des Wassers, in dem er sich spiegelt; auch darf man Wäsche nicht aufhängen und den Mond nicht in die Küche scheinen lassen; ja in verschiedenen Gegenden sind im Mondschein fast alle menschlichen Handlungen verpönt, da sie in diesem Falle Unheil bringen.

Während man die Sonne verehrt und den Mond fürchtet, liebt man die Sterne. In der Ukermark und ähnlich von der Nordsee bis zu den Alpen wird gesagt, jeder Mensch habe sein Licht am Himmel, und wenn er sterbe, gehe es aus; werden aber Kinder geboren, so erscheinen neue Lichter für sie; wer aber seinen Stern errät, muß sterben. Allgemein werden die Sternschnuppen (Meteore) als Todeszeichen von Menschen betrachtet; ihre Richtung zeigt das Haus an, in welchem jemand stirbt. Auch wird geglaubt, wer eine solche Erscheinung sehe, habe eine Sünde begangen, oder: er habe eine Seele erlöst. Wo sie hinfällt, ist kein Glück, — oder liegt ein Schatz. Fast in allen Ländern aber geht ein Wunsch in Erfüllung, der bei dem „Fallen eines Sternes" geäußert wird, — ein harmloser freundlicher Aberglaube! Ein heller Stern neben dem Monde bedeutet den Tod eines Königs oder des Beobachters. Einen schlimmern Ruf als die Meteore haben die Kometen: sie bedeuten wie bekannt stets Krieg, Pest, Hungersnot u. s. w.

2. Die Lufterscheinungen und Elemente.

Nahe verwandt mit dem auf die Gestirne sich beziehenden Aberglauben ist der die atmosphärischen Erscheinungen am Himmel betreffende. Der Regenbogen (auch Himmelsring genannt) ist bald ein glückliches bald ein unglückliches Zeichen; wie die Gestirne duldet er das Zeigen nach ihm nicht, auf welches der Blitz einschlägt. Das Nordlicht ist einheitlicheren Charakters; es bedeutet Blutvergießen oder man sieht geradezu in ihm einen Geisterkrieg, — oft auch im Morgen- und Abendrot. Das Gewitter sucht man durch Freundlichkeit zu gewinnen und nennt es das „liebe Gewitter". Im Frühling verkündet es ein fruchtbares Jahr. Das Holz des vom Blitze getroffenen Baumes darf keine Verwendung finden, da es den Blitz anzieht; dagegen hat es Zauberkraft. Der vom Blitz Erschlagene wird selig, ebenso der, bei dessen Beerdigung es blitzt. Auch erschlägt der Blitz den bösen Geist eines Menschen. Alle Naturvölker und das ungebildete Volk Europas halten, und die Gelehrten noch des 17. Jahrhunderts hielten sowohl länglich-runde Versteinerungen (Belemniten), als die vorgeschichtlichen Steinbeile und Steinkeile (Kelte) für Wirkungen des in die Erde einschlagenden Blitzes; diese Gegenstände heißen daher Blitz- oder Donnerkeile und Donnersteine, und man wendet sie als Mittel gegen den Blitz, gegen Diebe, gegen Krankheiten und um Schätze zu finden, an. Die Wolken bedeuten bald Glück, bald Unglück, jenes als Schäfchen, dieses als schwarze Wetterwolken. Letztere bedeuten einen Todesfall in dem Hause, über dem sie stehen; rote Abendwolken Krieg und der Nebel Krankheit. Fällt der Regen in ein Grab, so wird der Tote selig. Andere aber behaupten, wie das Wetter, so sei der Tote gewesen. Benetzt der Regen eine Hochzeit, so werden die Brautleute glücklich, (an

manchen Orten bedeutet er wieder Unglück). Hagel verkündet Schläge in der Ehe; er, sowie der Wind wird von den Hexen gemacht. Hinwieder ist der Wind auch personifiziert, und zwar doppelt; nach beiden Geschlechtern. Der männliche Wind hat es auf die Weiber abgesehen und treibt sein Spiel mit ihren Röcken. Die Windin oder Windsbraut dagegen reißt den Männern die Kopfbedeckung ab. Schiffersagen sind reich an Mitteln, den Wind zu regeln; aber auch die Landratten sind darin nicht verlegen. Viele Mittel kennt ferner der Aberglaube, um Wirbelwind und Hagel zu stillen, wobei das Kreuz eine große Rolle spielt. Die Felder schützt man in Baiern gegen Hagel und Wetter, indem man ein Brotkörbchen ins Freie stellt. Zahllos sind die Mittel, Regen und Blitz zu verursachen oder abzuwenden. Im Mittelalter glaubte man durch Einmauern eines Hahnes lange dauerndes gutes Wetter, durch Töten einer Schwalbe aber ebenso anhaltenden Regen zu bewirken. Norwegischer Aberglaube läßt Unwetter durch Blasen in eine Rohr- oder Weidenpfeife entstehen. Durch ins Wasser geworfene Steine, durch Schlagen in dasselbe mit Gerten u. s. w. sollen Stürme, Gewitter und Regen entstehen, — ein Aberglaube, der mit dieser oder jener Modifikation fast in allen Ländern der Erde vorkommt.

Unter den vier Stoffzuständen, welche man früher Elemente nannte und welche das Volk noch so nennt, ist die Luft bereits erwähnt. Heiliger als sie, die nicht besonders geehrt wurde, hielten die alten Germanen das Feuer, das Wasser und die Erde. Das Herdfeuer genießt noch jetzt besondere Achtung; es ist verpönt, in dasselbe zu speien. Brennendes Licht schützt gegen Hexen, Feuer in der Walpurgisnacht vertreibt sie. Kohlen von einem Gewitterbrande haben Zauberkraft, Asche vom Osterfeuer ist heilkräftig Bei Viehseuchen werden Notfeuer angezündet, und zwar nach Löschung jeden anderen Feuers in vorgeschichtlicher Weise durch Holzreibung, und man treibt das Vieh hindurch.

Die zu gewissen Zeiten brennenden Feuer (Funkenbrennen) sind bei Anlaß der zauberischen Zeiten zu erwähnen, ebenso das in solchen Zeiten zu schöpfende Wasser. Auch Brunnen und Quellen werden, — ein schöner Zug, — hochgehalten, es „ist Gottes Auge darin", und auch in das Wasser darf man nicht speien oder gar pissen. Flüsse, Seen und das Meer werden wie lebende Wesen betrachtet; sie fordern zu gewissen Zeiten ihre Opfer, „am liebsten unschuldige Kinder", oft aber sind Erwachsene zum Tode durch Ertrinken bestimmt. Die Erde war einst und ist für das Volk noch das Gegenstück des Himmels. Die alten Deutschen legten Neugeborene auf die bloße Erde, damit sie stark werden; man legt sich auch auf dieselbe, um der Wilden Jagd zu entgehen. Kirchhoferde schützt gegen Krankheiten. Unter den der Erde entstammenden Mineralien sind Salz, Gold, Silber, Eisen besonders als Mittel gegen Hexen, Krankheiten, Blitz u. s. w. geschützt. Im Mittelalter wurde viel von wunderbaren Eigenschaften der Steine gefabelt. Die Juden und verschiedene Völker häufen Steine auf Gräbern, die sich zu hohen Steinhaufen auftürmen; der Gebrauch zieht sich durch alle Erdteile hin. Aus Steinen sind bei vielen Völkern die Menschen erschaffen oder verwandeln sich beim Tode in Steine. Das Erdbeben wurde im Mittelalter und noch später für eine Bestrafung von Freveln und für eine Verkündung von Unglück gehalten, und wird noch jetzt bei vielen Völkern der alten und neuen Welt und der Südsee unterirdischen Dämonen in Tiergestalt zugeschrieben. Erscheinungen auf der Erde selbst haben ebenfalls ihre abergläubige Bedeutung; namentlich die unwirtlichen Teile der Erdoberfläche müssen Folgen von Unglück sein. Es giebt kaum einen See oder Meerbusen, der nicht eine ruchlose Stadt oder Landschaft, in den Alpen kaum einen Gletscher oder Bergsturz, der nicht ein von übermütigen oder frevelhaften Menschen bewohntes Thal deckte.

3. Die Zeitteile und Zahlen.

Ehe wir uns dem organischen Leben auf der Erde zuwenden, betrachten wir die von den Gestirnen und ihren Veränderungen abhängige und die lebenden Wesen beeinflussende Zeiteinteilung. Durch die Sonne werden Tag und Jahr, Tages- und Jahreszeiten, durch den Mond Woche und Monat bestimmt. Auch hier begegnet uns wieder der Kontrast zwischen der Erhabenheit der Gestirne über der Erde und ihrer ausschließlichen Bedeutung für diese. Beide Anschauungen vereinigen sich aber, in dem Menschen den Glauben an Regelung seines Schicksals durch die Zeitteile zu befestigen, welcher seit dem grauesten Altertum sich bis heute erhalten hat, so daß sich hierin heidnische, jüdische und christliche Verstellungen treffen. Die „Tagewählerei" ist daher kein Zug einzelner Gegenden und Zeiten, sondern eine allgemeine Eigentümlichkeit des menschlichen Geistes.

Die kleinsten Zeiträume, auf die sich dieser Aberglaube bezieht, sind die Tageszeiten: Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Die letztere ist die Zeit des wirksamsten Zaubers und speziell die Mitternacht die Geisterstunde; Morgen- und Abenddämmerung sind geringere Zauberstunden. Am Johannistage des Sommers soll es auch die Mittagsstunde sein.

Es folgen nun die Tage. Die der Woche haben mehr Bedeutung als die des Monats; denn sie sind die älteren. Es giebt fast keinen Wochentag, der nicht an manchen Orten für glück- und an manchen für unglückbringend gehalten wird. Der Sonntag ist im ganzen der am allgemeinsten als glücklich geltende, und die an ihm Geborenen, die Sonntagskinder, werden als bevorzugte Leute betrachtet, die mehr wissen und können, weniger zu leiden haben als Andere. Sie haben namentlich mystische Gaben, und

wenn sie gar an einem besondern z. B. dem Sonntag nach Neujahr oder am goldenen Sonntag (vor oder nach hohen Festen, z. B. Weihnacht) geboren oder auch an einem Sonntag getauft sind, so können sie Geister sehen. Da dieser Tag der Ruhetag ist, so rächt sich die Arbeit an demselben; am Sonntag verfertigte Gegenstände, z. B. Kleider, bringen Unglück, ja sogar Untergang.

Ist der Sonntag als Tag der verehrten Sonne glücklich, so ist der Montag als Tag des gefürchteten Mondes meist unglücklich. Diese Annahme und die Scheu, an diesem Tage etwas zu unternehmen, was es auch sei (Wäsche, Hochzeit, Geldgeschäfte, Reise, Schulanfang, Dienstantritt), herrscht in ganz Deutschland, noch mehr aber in Rußland und bei den finnischen Völkern. Günstig ist er den Dieben (deren Sonne der Mond ist) und den Hexen. Ist er aber dennoch glücklich, so ist es auch die ganze Woche! Der Dienstag, als Tag des Gerichtsgottes Ziu, ist günstig für Abschluß von Verträgen, also auch für Hochzeiten; für unglücklich halten ihn die Bulgaren und die Albanesen. Der Wodanstag oder Mittwoch hat von seinem Schutzgotte das Stürmische und ist daher meist unglücklich, bei den Hindus sogar der unglücklichste Tag; in vielen deutschen Landschaften ist er ein Tag der Hexen und der gefallenen Mädchen, ungünstig namentlich für landwirtschaftliche Vornahmen. Noch unglücklicher ist der Tag des Donar, der Donnerstag; er soll reich an Gewittern sein, und es giebt kaum etwas, was an ihm zu thun der Aberglaube nicht widerrät oder verpönt. Trotzdem gilt er an manchen Orten als passender Tag für Heiraten, deren Schutzgott Donar (Thor) einst war. Im Mittelalter und noch später wurde er als halber Feiertag betrachtet, ist noch oft dies academicus und beliebter Markttag. Der am allgemeinsten verschriene Tag ist aber der Freitag. Bei den Christen hat wohl der Tod Jesu das meiste dazu beigetragen; dafür spricht wenigstens, daß er bei den Mohammedanern,

Hindus und Tibetern, die davon nichts wissen, gerade der glücklichste ist, und daß selbst in Deutschland, soweit heidnische Erinnerungen noch bestehen, der Tag der Freyja oder Frouwa in mancher Beziehung Glück bringt, z. B. als Hochzeitstag und als Geburtstag von Kindern, die den Sonntagskindern ähnlich sein sollen. Napoleon I. fürchtete ihn sehr, und selbst Fürst Bismarck schrieb ihm in seinen Briefen ungünstige Jagd zu. Namentlich Reisen sind am Freitag verpönt, und wo das Christentum alles Heidnische vertrieben hat, auch Trauungen. Das Wetter soll an ihm veränderlich, und wie dieses, auch das des Sonntags sein. Am Samstag scheut man an vielen Orten, wahrscheinlich aus Bequemlichkeit, jeden Anfang einer Arbeit; nichts was an ihm begonnen wird, endet gut, und die Kinder, die er auf die Welt bringt, haben etwas besonderes; in Ostpreußen werden sie Heuchler und lüstern, in Franken sehen und hören sie mehr als andere Leute.

Die Heiligentage des Kalenders haben ebenfalls ihre vielfachen Bedeutungen, die uns aber zu weit führen würden.

Von Monatstagen sieht man, z. B. in Tirol, den 7., 17. und 27. als unheilvoll an, dort und in anderen Gegenden auch anderweitige bestimmte Daten, zu denen besonders (seit dem Mittelalter) die sog. ägyptischen Tage (in Baiern Schwendtage gehören, nämlich meist der 1. und irgend welche andere Tage jeden Monats. Wichtiger aber sind die Mondwechsel. Alles was wachsen soll, rät man im zunehmenden besonders aber im Vollmond, was schwinden soll (z. B. Holzfällen und Schlachten), im abnehmenden, namentlich aber im Neumond vorzunehmen.

Während bei den alten Römern der Mai ein Unglücksmonat hieß und in demselben Hochzeiten vermieden wurden, was auch in Südfrankreich gilt, ist in Deutschland der Frühling die glücklichste Jahreszeit. Mehr als die Monate und Jahreszeiten werden aber hier die Festzeiten berücksichtigt.

Am meisten Schauerliches und Abergläubiges knüpft sich an die sog. Zwölfnächte oder Zwölften, von Weihnacht bis zum Dreikönigstage. Da rast die Wilde Jagd oder Wuotans Heer durch die Lüfte und Frau Holle oder Berchta geht um; die Hexen üben ihre Künste und die Weiße Frau erscheint. Der Sturm zu dieser Zeit verkündet ein fruchtbares Jahr; so lang wie die Eiszapfen wird in Westfalen der Flachs. Die Träume in diesen Tagen werden wahr; Manche glauben sogar, in dieser und anderen Beziehungen z. B. bezüglich des Wetters entspreche jeder Monat des kommenden Jahres einer jener zwölf Nächte. Man unterbricht viele Arbeiten, namentlich das Spinnen, dessen Erledigung jene Göttin belohnt, dessen unzeitige Fortsetzung sie bestraft; es muß alles fertig gesponnen sein, sonst spinnt man sich einen Strick, Lärm zieht die Blitze des nächsten Sommers an; Wäsche bringt Todesfälle, Viehsterben oder Geldmangel. Man sieht Bäume blühen, blickt in die Zukunft u. s. w. Besonders gilt aber dies alles von den vier Rauchnächten (auf Thomas, auf Weihnacht, auf Neujahr und auf Dreikönige), am meisten aber von der Sylvesternacht, in der alles mögliche vorgenommen wird, um ein glückliches Jahr herbeizuführen oder das was dieses bringt zu ergründen. Da früher das neue Jahr an vielen Orten mit Weihnacht begann, so wetteifert in diesen Vornahmen die Christnacht mit der letzten des jetzigen Jahres. Der Dreikönigstag, der nach dem Schlusse der Zwölfnächte eintritt, ist meist ein Glückstag, an welchem der Wind Glück bringt und das geschöpfte Wasser heilkräftig ist.

So düster der Weihnachts- und Neujahrs-, so fröhlich und heiter ist der Osteraberglaube. Die bunt, meist rot und gelb (Sonnenfarbe) gefärbten Ostereier und die Osterfeuer sind Sinnbilder der erwachten Natur und des erstarkten Lichtes, sie haben Zauberkraft. Das zu Ostern geschöpfte Wasser macht schön, heilt alle Krankheiten und bringt Segen.

Glücklich ist auch der dem Osterfeste vorangehende (grüne) Donnerstag, an welchem gepflückte Kräuter heilsam und gelegte Eier sehr gesund sind. Christliche Einwirkung hat dazwischen dem Charfreitag viele unheilvolle Bedeutungen verliehen, doch nicht diese allein; denn daß man am Charfreitag nichts von der Straße aufheben dürfe, weil in der Nacht vorher die Hexen Umzug gehalten und mancherlei fallen gelassen, und vieles andere hat mit dem Tode Jesu nichts zu schaffen. Eier dieses Tages sollen das Feuer, in das sie geworfen werden, auslöschen.

Weit mehr Bezug auf die Hexen hat aber die Walpurgisnacht vor dem 1. Mai, welche in Deutschland allgemein als das Hexen-Rendezvous galt. Auch an diesem Tage geborene Kinder sollen den Hexen gehören. Tag und Nacht sind jedem Zauber günstig; das Wasser, das zu dieser Zeit geschöpft wird, hat die Kraft des Osterwassers. Wahrscheinlich nahmen die germanischen Heiden in jener Nacht eine Götterversammlung an und brachten ihr Opfer, woraus die christliche Zeit der Hexensabbat*) unter dem Vorsitze des Teufels auf dem Brocken machte. Man schließt daher in dieser Nacht Thüren und Fenster, zeichnet Kreuze darauf und legt Besen vor die Schwelle; das ist aber nur ein kleinster Teil der endlosen Maßregeln welche der Aberglaube an diesen unheimlichen Zeitpunkt knüpft. Der Auffahrtstag ist an die Stelle eines heidnischen Donnerstags getreten, daher man von ihm noch jetzt Regen oder Gewitter erwartet, Nähen an diesem Tage zieht den Blitz an.

Es ist für den späten und kurzen Frühling unserer deutschen Lande bezeichnend, daß das Osterfest die heidnische Frühlingsfeier und das nur 7 Wochen später fallende Pfingstfest die alte Sommerfeier ersetzen konnte, von der sich die Ausschmückung der Häuser und Kirchen mit Laubgewinden

*) Vergl. Teufels- und Hexenglaube. S. 63 ff.

und jungen Bäumen erhalten hat. In Rumäniens griechischen Kirchen wird am Pfingstsonntag der ganze Boden vom Popen mit Laubzweigen bestreut, welche die Besucher andächtig aufheben und mitnehmen.

Doch ist das Pfingstfest wohl nur eine Vorfeier zum eigentlichen, wahren Sommerfeste, das durch den Johannestag dargestellt wird. Dieser Tag und die ihm folgende Nacht sind ebenso zauberisch und dämonisch wie der 1. Mai und seine Vornacht. Das in jener Nacht gepflückte Johanniskraut schützt gegen Feuer, Gewitter, Hexen und böse Geister. Bedeutender als die Osterfeuer sind die Johannisfeuer; durch sie springen die Burschen mit ihren Mädchen und an ihnen entzünden sie Holzscheiben (Sonnenbilder), die sie bergab rollen, wovon alle möglichen günstigen Dinge erwartet werden. Der Laub- und Blumenschmuck ist ausgiebiger als zu Pfingsten. Und so feiert man noch immer Balders Tod und die größte Nähe des Sonnengottes!

Von den übrigen Festen des Jahres weiß der Aberglaube nicht viel mehr als was sich auf das Wetter und die Landwirtschaft bezieht.

Mit den vom Aberglauben mit Beschlag belegten Zeiten stehen die von ihm benutzten Zahlen in engem Zusammenhange. Drei ist bald eine glückliche, bald eine unglückliche, dämonische Zahl. Alles Zauberwerk hat entweder mit ihr oder mit ihrer Verdreifachung (neun) zu schaffen und muß sich nach ihnen richten. Man braucht zu solchem häufig neunerlei Kraut, Holz u. s. w. Sieben ist meist ungünstig; sieben Tage, Wochen, Jahre haben stets eine Rolle im Aberglauben gespielt, und so auch 17, 77 u. s. w. Die unglücklichste Zahl aber ist dreizehn, weil sie zwölf, eine heilige Zahl überschreitet. Daß von dreizehn an einem Tische sitzenden Personen eine sterben muß, (oft: in einem Jahre) kommt sicher vom Abendmahl Jesu, an welchem dreizehn Personen (Er und die zwölf Apostel) teilnahmen.

4. Die Pflanzen.

Die ältesten Zeugnisse von Heiligkeit der Pflanzen, also auch des auf dieselben bezüglichen Aberglaubens, sind die heiligen Haine. Die Verehrung derselben und der Bäume überhaupt ist in ihrer Wurzel ein schönes Zeichen uralter Bewunderung der Natur und zeugt von einem lebhaften Sinne für deren Schönheiten.

Die heiligen Haine waren die Tempel der ältesten Zeiten aller indogermanischen Völker, sie und einzelne Bäume bezeichneten die Stätten der Volks- und Gerichtsversammlungen. Die Säulen der späteren Tempel und Kirchen sind Nachahmungen der Bäume des Waldes, — aber auch, und hier berührt sich das Erhabene mit dem Gräßlichen, — die Sinnbilder der Gerechtigkeit, die Galgen sind es. Noch im Mittelalter nannte man die Wälder heilig (z. B. heiliges Holz) und die einzelnen besonders geehrten Bäume, wie Eiche, Linde u. s. w. „Frau“; man behandelte sie wie lebende Wesen, glaubte, sie sprechen miteinander, und bat sie vor dem Fällen um Verzeihung, welche Handlung ohne Not man als Sünde betrachtete, — und dies geschieht an vielen Orten unter dem Landvolke noch heute. „Der Baum ist wie ein Mensch, hat eine Seele“, diese Überzeugung durchzieht den deutschen Volksglauben und des deutschen Volkes Sagen und Gebräuche in allen Richtungen. In Westfalen kündigt man den Bäumen den Tod des Hausherrn an, indem man sie schüttelt und spricht: „der Wirt ist tot“.*) Der Baum kann Krankheiten entsenden und entfernen. Verletzte Bäume bluten, und Baumschäler wurden früher

*) Wilh. Mannhardt, der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin 1875, S. 9.



auf grausame Weise bestraft. Sowohl abgeschiedene Seelen, als Walddämonen (Holzfräulein und Wildleute) wohnen in Bäumen. Zwischen dem Leben und Wachsen eines Baumes und eines Menschen wird oft die innigste Verwandtschaft angenommen, besonders wenn jene zur Zeit der Geburt dieser gepflanzt wurden, denen sie dann gehören und deren Schicksale sie miterleben, was man in allen Erdteilen findet. Auf den Gräbern unschuldig Hingerichteter wachsen „Blutbäume", um für die Unschuld zu zeugen. Der Hollunder war der Frau Holle heilig, und man bat noch im vorigen Jahrhundert, wenn man Äste abhauen mußte, „Frau Ellhorn", von ihrem Holze abzugeben.

Ähnlich der oben erwähnten Anhäufung von Steinen auf einem Grabe werden bei vielen Völkern aller Erdteile an verehrte Bäume Lappen, Fetzen und Bänder aufgehängt, wozu jeder Vorübergehende beiträgt, wovon aber oft der Grund vergessen ist. Wahrscheinlich will man in vielen Fällen mit diesen Fetzen Krankheiten los werden und dem Baum anhängen. Früher war es ja oft gebräuchlich, Krankheiten dadurch zu heilen, daß man kranke Menschen oder Tiere durch einen gespaltenen Baum zog oder kriechen ließ. In die Eiche (weil dem Donner heilig) soll der Blitz nie schlagen. Bricht der Winter vielen Bäumen die Wipfel ab, so giebt es Krieg. Blühen im Herbst Äpfel- oder Birnbäume, so verkündet dies bald eine Hochzeit bald eine Leiche im Hause; zweimal blühende Bäume sind Unglückspropheten.

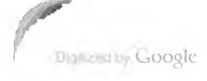
Die übrigen Pflanzen, so zahllos der Aberglaube sie verwendet, dienen meist nur der Zauberei, besonders zum Zwecke der Krankenheilung, der Hexenabwehr und des Gewitterschutzes. Farnkrautsamen soll unsichtbar und riesenstark machen, aber nur mit Hilfe schauerlicher Ceremonien vom Teufel zu erlangen sein. Der nämlichen Pflanze gehört wahrscheinlich die Springwurzel an, welche verschlossene Thüren und Schlösser öffnen, auch stich- und schußfest machen soll.

In Oldenburg streut man Roggenkörner unter den Sarg eines Verstorbenen, damit das Glück nicht aus dem Hause getragen werde. Mit Liebstöckel gewinnt man Liebe. Vierblättriger Klee bringt, wie allgemein bekannt, Glück und gewinnt ebenfalls Gegenliebe, während fünfblättriger Unglück herbeiführt. Besondere Bedeutung wird der Erbse zugeschrieben; man soll sie aufheben, wenn sie im Wege liegt, und ein Fuhrmann ihr ausweichen, sonst stürzt der Wagen und erschlägt ihn. Ein von der Rosengallwespe verursachter Auswuchs der Hagebuttensträucher, Schlafapfel genannt, bewirkt, unter das Kissen gelegt, festen Schlaf, und der Geliebten ins Bett versteckt angenehme Träume und Treue derselben.

Reiches Blühen der Kartoffel bedeutet Unglück. Viele Vogelbeeren deuten an, daß es dort viele Kinder giebt, viele Haselnüsse aber: viele Uneheliche. Weiße Rosen im Herbst bedeuten Tod, rote aber Hochzeit. Ein Wurm in den Galläpfeln der Eichen verkündet (im Februar) Teuerung, eine Wespe Pest und eine Spinne Krieg, Spinnweben an den Eicheln im September ein schlimmes, aber von Maden angebohrt ein gutes Jahr, und wenn hohl, großes Sterben und viel Feuer. Wer zwei Strohhalme gekreuzt am Boden findet, hat Unglück.

5. Die Tiere.

Noch häufiger als die Pflanzen werden vom Aberglauben die Tiere verwendet. Bei den Malaien hat Essen, Schlachten oder Begegnen von Tieren vieler Arten unheilvollen Einfluß auf Frauen in Hoffnung. Teile von Tieren werden als Amulette und Zaubermittel benutzt. Von Affen werden



märchenhafte Züge betreffend ihre Menschenähnlichkeit erzählt. Die nordamerikanischen „Rothäute" legen den Vögeln, besonders den Adlern große Bedeutung bei und schreiben ihnen Schöpfung, Gewitter, Glück oder Unglück und Todesankündigung zu. Bärenhäute, Büffelköpfe u. a. bringen je nachdem Glück oder Unglück. Schlangen sind heilig, Klapperschlangen aber oft böse Seelen. Eine Schildkröte trägt die Welt. Die Neger legen jedem Tiere eine abergläubige Bedeutung bei. Fische und Schweine werden meist gescheut und nicht berührt. Einen alten Löwen oder eine Hyäne zu töten bringt Unglück. Der Schakal und die Hyäne verkünden solches durch ihr Geschrei. Vom innern Afrika aus hat sich die Tierverehrung, die aus dem Fetischglauben an einen im Tiere waltenden Geist hervorging, dem alten Ägypten mitgeteilt, wo sie für das Volk (nicht für die Priester) den Hauptbestandteil der Religion bildete. Vom Nilthale aus drangen Strahlen dieses Glaubenszuges auch nach Europa, wo sich an die meisten bekannteren Tiere Sagen knüpfen, die deutlich zeigen, daß sie Reste einstiger Verehrung dieser Wesen sind.

Die mit dem Aberglauben zusammenhängenden Tiere sind darum meist auch die in der Volkssage eine Rolle spielenden. Sie zerfallen in fabelhafte und wirkliche, und unter den fabelhaften sind wieder die erdichteten und verstümmelte wirkliche von einander zu unterscheiden. Die erdichteten Tiere, die der deutsche Volksaberglaube kennt, gehen meist aus dem Geschlechte der Schlangen hervor oder sind ihm irgendwie ähnlich. Vermischungen von Schlangen und Eidechsen sind die Drachen (in deutschen Landen meist Lindwürmer genannt). Es gab in vormenschlicher Zeit Saurier, die vollkommen der Vorstellung von den Drachen entsprachen und furchtbare Raubtiere waren, so daß angenommen werden muß, es habe in ältester menschlicher Zeit noch Reste von ihnen gegeben, deren Überlieferung fortlebte,

so daß der Aberglaube sie für noch jetzt lebende Wesen hält. Reine Dichtung sind dagegen die Schlangen- oder Otternkönige, d. h. gekrönte Schlangen, welche die Häuser besuchen, sich füttern lassen, Schätze hüten und den Menschen Kostbarkeiten bringen, daher auch nicht verletzt oder getötet werden dürfen. Es giebt eine Menge Vorkehrungen, durch welche der Schlangenkönig veranlaßt werden soll, seine Krone abzulegen, die dann dem Besitzer Glück und Reichtum bringt und gegen Schlangenbiß schützt. In Böhmen ist Peter und Paul der glückliche Tag, der zur Schlangenkrone verhelfen soll, die dem Finder oder seinem Hause eine menschliche Krone bringen werde. In Ostpreußen wird von Friedrich dem Großen gesagt, daß eine Schlangenkrone ihm seine Siege verschafft habe. Durch den Besitz des Haselwurmes soll man sich unsichtbar machen und Schätze heben können.

Schlangenähnliche Tiere werden mit dem Hahn in Verbindung gebracht. Ein kohlschwarzer Hahn soll mit sieben Jahren ein Ei legen, aus dem ein Drache entsteht, der 100 Jahre lebt und wächst, daher man Hähne nicht so lange am Leben läßt. Den nämlichen Ursprung hat der Basilisk; er ist giftig und sein Anblick tötet.

Verstümmelt, d. h. ohne Kopf oder mit bloß drei Beinen erscheinen als Gespenster viele wirkliche Haus- oder Jagdtiere; andere wirkliche Tiere, aber oft mit Ausschmückungen (z. B. ein Hirsch mit goldenem Geweihe), hüten ohne Verstümmlung Schätze oder überfallen die Leute bei Nacht; meist sind sie schwarz. Eine gespenstige, oft dreibeinige Eule, die Habergeis genannt, verkündet durch Geschrei Todesfälle, und wer sie nachahmt, wird zerrissen. Vielfach auch erscheinen Tiere, die den wirklichen gleichen, aber bloß Gespenster sind, als Hüllen von Menschenseelen, die den Körper verlassen, besonders Mäuse, Wiesel, Tauben, Schlangen, Schmetterlinge u. s. w.



Viele wirkliche Tiere dienen der Vorbedeutung, der Wahrsagung und dem Zauber, sowie der Krankenheilung. Läuse beweisen Gesundheit, Ameisen bringen Reichtum, Spinnen je nach Tageszeit und Laufesrichtung bald Glück, bald Unglück; Heimchen bringen dem Hause Glück; aber wenn sie zirpen, künden sie den Tod an. Bienen werden heilig gehalten, und der Tod des Hausvaters wird ihnen angezeigt; ein Schwarm aber bedeutet Unglück. Ebenfalls heilig ist der Johannis- oder Marienkäfer, welcher Liebe und Wetter verkündet. Der Hirschkäfer, dem Donar heilig, zieht den Blitz an und trägt glühende Kohlen in die Häuser, in welchen man ihn daher nicht duldet. Der Schmetterling bedeutet, wenn weiß, Glück, wenn aber in größerer Menge, Teuerung oder Seuche.

Die wirklichen Schlangen bringen Glück und dürfen nicht getötet werden; sie heilen Krankheiten und künden das Wetter. Ihre getrocknete und zerriebene Haut, ihr Fett, Blut, Fleisch, Kopf, Zunge dient zu allem möglichen Zauber und verschafft alle möglichen Kräfte. Die harmlosen Blindschleichen hält der Aberglaube für giftig. Der Frosch und sein Laich dient gegen viele Übel und als Liebesmittel; noch vielseitiger aber ist die Kröte, welcher noch dazu alles Hexenhafte und Dämonische nachgesagt wird. Haltlos schwankt der Aberglaube zwischen ihrer Schonung und ihrer grausamen Tötung zu Zauberzwecken gegen Krankheit und Behexung. Meist glückbringend sind Eidechsen und Molche.

Unter den Vögeln, deren Geschrei und Flug in allen Zeiten und bei allen Völkern ein Bezug auf das Schicksal der Menschen gegeben wird, hat für den Aberglauben, wie bereits oben angedeutet, der Hahn und seine Gattung die meiste Bedeutung. Er verkündet das Licht, und vor seinem Krähen am Morgen weichen daher Gespenster und Teufel, das sonstige Krähen aber bedeutet je nach der Zeit oder der Stellung des Vogels Todesfälle, Feuer, Frost u. dergl.

Dagegen ist der schwarze Hahn ein Tier des Teufels, der seine Feder am Hute trägt, während ein weißer das Haus gegen alles Übel schützt. Diese Eigenschaften gehen in veränderter Kraft auch auf schwarze und weiße weibliche Hühner über. Das Krähen eines solchen bedeutet schlechtes Wetter oder Unglück. Die Hühnereier dagegen haben mannigfaltige Wahrsagungsgabe und Zauberkraft.

Zahme Tauben bringen dem Hause Glück; wilde aber, die das Haus umfliegen, verkünden Unglück oder Tod. Der Storch ist heilig, er bringt Kinder und schützt das Haus; Was sein erstes Erscheinen, Klappern, Fliegen, Putzen u. s. w. bedeutet, ist endlos; bald verkündet es Glück, bald Unglück, ohne alle Regel. Ähnlich ist die Bedeutung der Schwalben für das Haus. Im Ganzen bringen sie Glück; wer sie aber tötet oder ihr Nest ausnimmt, muß sterben oder sein Haus brennt, oder seine Kühe geben rote Milch. Kommen sie nicht wieder, so brennt das Haus, und meiden sie es, so stirbt Jemand. Ihr Erscheinen und Erblicken kann wieder auf alles mögliche hinweisen. Ähnliche Bedeutungen haben das Rotkehlchen, Rotschwänzchen, der Zeisig, Sperling, die Wachtel u. s. w. Besonders wahrsagend ist der Kuckuck („das weiß der K."), aber auch ein böses Element hat er („hol' dich der K."). Sein Ruf giebt die Zahlen der Lebensjahre, des Geldes, der Kinder an, die man noch haben wird; auf dem Dache verkündet er den Tod. Der Rabe und die Krähe sind Unglücksvögel, dienen aber der Habsucht, indem sie Reichtum und Zaubermittel herschaffen; ähnlich der Nußheher, die Elster, besonders aber die Eule, die an das Scheunenthor genagelt, gegen Blitz und Hexerei schützt.

Mit ihr stimmt vollkommen die Fledermaus überein, die, obschon ein Säugetier, für das Volk (und die Bibel, 3. Mos. 11, 19) als ein Vogel gilt.

Unter den wirklichen Verwandten der letztern bedeutet der Maulwurf den Tod. Mehr Bedeutung hat die Maus;



sie steht mit den Hexen und Zwergen in Verbindung und bedeutet, wie die Sage vom Mäuseturm zeigt, Dürre und Hungersnot, aber auch Krieg und Pest. Weiße Mäuse schützen das Haus. Ein Rattenkönig, d. h. mehrere mit den Schwänzen verwachsene Ratten, verkünden Unglück. Wenn die Ratten ein Schiff verlassen, so geht es unter. Ein dämonischer Charakter kommt auch den Wieseln zu, welche Menschen und Vieh durch „Anblasen" krank machen. Der Hase ist reich an Verwendung zu abergläubigen Dingen; über den Weg laufend bringt er Unglück, worin alle arischen Völker einig gehen, was wohl ihren kriegerischen Sinn beleuchtet; er ist auch beliebte Hülle von Hexen und Koboldeu. Jene Begegnung und ihre Folgen, sowie diese Hülle gelten auch von der Katze. Ihr Putzen verkündet Besuch, ihr Schreien Streit und Unglück, selbst Tod, ihre Anwesenheit bei der Trauung eine unglückliche Ehe. Dreifarbig schützt sie das Haus vor Feuer; in der Oberpfalz glaubt man dieses zu löschen, wenn man sie hineinwirft. Unter der Thürschwelle vergraben bringt sie Unglück in das Haus, u. s. w.

Der Hund verkündet durch sein Heulen Unglück, meist einen Todesfall, ja schon sein Hereinschauen durch das Fenster, was man verhütet, indem man seinen Namen ruft. Er sieht Geister und den Tod, und zwischen seinen Ohren oder Vorderbeinen durchschauend, sieht sie der Mensch ebenfalls, ist aber in Gefahr, zerrissen zu werden, und so auch, wenn er auf den heulenden Hund schießt. Gewiß hat ja sein Blick, wie übrigens derjenige vieler höheren Tiere, etwas Dämonisches. Zwischen zwei Freunden durchlaufend, trennt der Hund die Freundschaft. Seine Begegnung aber bringt Glück; gespenstig spukt er sehr häufig. So auch das Schwein, ein beliebtes Hexentier, dessen Begegnung unheilvoll ist, namentlich in Herden, und am meisten bei Hochzeiten. Eine Schafherde bringt dagegen Glück, an manchen Orten, wenn sie links, an anderen, wenn sie rechts begegnet. Wenn

sich die Schafe stoßen, bedeutet es Krieg; die Geburt drei schwarzer Lämmer aber ist ein Todeszeichen für das Haus. Während das Rindvieh dem Aberglauben wenig Ausbeute gewährt, ist dagegen das Pferd ein wahrsagendes Tier. Pferdeköpfe sind daher, hölzerne oder natürliche, Schutzmittel für das Haus und auch Heilmittel. Weiße Rosse bringen Glück. Das Pferd trauert über einen Todesfall, es sieht Gespenster und Leichenzüge, wittert unheimliche Orte und bäumt sich gegen deren Betreten, geht über keine Stelle eines Mordes, sieht alles größer und blickt in die Ferne; sein Wiehern bedeutet Krieg, und im Stall eine baldige Hochzeit im Hause, sein Stillstehen Unglück, sein Schnarchen im Schlafe Tod.

---

6. Der Mensch.

Da der Aberglaube vom Menschen ausgeht, nimmt er natürlich auf die den Menschen betreffenden Umstände und Zeichen die meiste Rücksicht. Diese sind zahllos und nach den Gegenden, in welchen man an sie glaubt, sehr verschieden, ohne daß indessen in dieser geographischen Hinsicht irgend welche Regeln aufzufinden wären, die auf den Volkscharakter ein bestimmtes Licht werfen würden. Die fraglichen Merkzeichen sind vielmehr im wesentlichen überall dieselben, überall gleich grundlos und unlogisch und nur selten von einer moralischen Bedeutung.

Was nun zunächst denjenigen Aberglauben betrifft, der sich an Eigenschaften des menschlichen Körpers knüpft, so gehört zu verschiedenen abergläubigen Cermonien vollständige Nacktheit, namentlich z. B. wenn Mädchen ihren künftigen Bräutigam erforschen wollen. Im Besonderen deuten z. B.,

wie man behauptet, lange Finger, wenig Zähne, bleiche Farbe und weit abstehende Ohren auf frühen Tod, kleine Ohren und struppige Haare auf Reichtum, roter Bart, spitze Nase und spitzes Kinn auf Bosheit, eine kalte Hand sowohl auf frühen Tod als auf ein aufrichtiges Herz. Weiße Punkte auf den Nägeln bedeuten Glück, in Böhmen aber nur an der rechten Hand, und an der linken Unglück, und in Thüringen wechseln die Finger in der Bedeutung ab. Rostfarbige Flecken auf der Hand werden bald auf Glück, bald auf Unglück, bald zu Ungunsten des Besitzers gedeutet.

Weit auseinanderstehende Zähne sollen (in den Alpen, wie im Flachland) anzeigen, daß man weit fortkommt. In derselben Ausdehnung wird die Fähigkeit, ein glimmendes Licht wieder auszublasen, auf Jungfräulichkeit beider Geschlechter gedeutet. Schieftreten der Schuhe nach außen soll Armut, nach innen Reichtum verkünden.

a. Geburt und Taufe, Kindesleben.

Durch den Kaiserschnitt in das Leben tretende Kinder werden (ohne Zweifel in Anknüpfung an Cäsar) außerordentliche und mächtige Menschen. Die Zahl der Wochen von einem Unfalle der Mutter bis zur Geburt ist verhängnisvoll; nach ebensoviel Tagen, Wochen, Monaten oder Jahren droht dem Kinde ein großes Unglück. Erscheinen die unteren Zähne zuerst, so deuten sie (weil nach oben wachsend) auf langes Leben; sind es aber die oberen (die nach unten wachsen), so verkünden sie frühen Tod.

Es soll nach der Ansicht des Volkes verschiedener Gegenden für das Wohl des Kindes von der größten Bedeutung sein, wenn die Nabelschnur aufbewahrt wird. In Hessen wird sie ihm in die Kleider genäht, dann geht es nicht verloren, — in Franken sogar mit einer Eierspeise gehackt zu essen gegeben (!), dann wird es gescheit, und so noch viel anderes hier und dort. Eine feine Haut über den Kopf des Neugeborenen heißt eine „Glückshaube“ und wird

aufbewahrt oder in die Kleider genäht; begräbt man sie, so wird das Kind glücklich, unglücklich aber, wenn man sie verbrennt. Hebammen entwenden sie oft zu Gunsten ihrer eigenen Kinder! Das erste Badewasser des Knaben giebt man in Böhmen den Pferden, das des Mädchens den Kühen; für die Wirtschaftlichkeit beider soll dies die besten Folgen haben. Mit Salzwasser gewaschen, wird das Kind abgehärtet. In ein Hemd vom andern Geschlechte gewickelt, hat es (in Schlesien) später Glück bei diesem. Es wird gut sehen, wenn ihm ein Hund das Gesicht ableckt, gut hören, wenn die Hebamme auf den Tisch klopft, ohne Nahrungssorgen sein, wenn man ihm ein Stück Brot in den Mund steckt, nicht behext werden, wenn man ihm Salz auf die Zunge legt. Man wendet alles mögliche an, um Zauber von ihm fern zu halten, zeigt es z. B. keinem Fremden, besonders keinem alten Weibe, und duldet keine Katze im Zimmer, weil sich Hexen in solche verwandeln. Amulette und Talismane spielen daher eine große Rolle in der Wiege. Bis zur Taufe darf (in Ostpreußen) nicht gewaschen, gesponnen und gewoben werden, und das Kind muß bei der Mutter bleiben, damit es nicht vertauscht werde; diese Gefahr ist vorhanden, wenn man beim Tragen der Kinder mit den Armen abwechselt. Daher brennt stets ein Licht bei dem Kinde, und es wird nie allein gelassen; sonst kommen Hexen, Zwerge, Nixen, Waldweiber, Roggenmuhmen oder die Holle, oder gar der Teufel, nehmen das Kind weg und legen einen Wechselbalg, d. h. einen wasserköpfigen Kretin, an seine Stelle. Diese Gefahr soll bei Zwillingen am größten sein. Gewalt wird dabei nicht angewendet, sondern nur List. Man mißhandelt meist die armen Kretinen, weil man sie für Wechselbälge hält; an einigen Orten aber pflegt man sie gut und glaubt, sie bringen Glück und ihr Tod Unglück (so in Oberfranken). Macht man den sogenannten Wechselbalg lachen oder prügelt ihn, so verschwindet er und das

5*

rechte Kind kommt wieder, freilich auch zerbläut, und nicht, ohne von den Räubern dämonisches angenommen zu haben. Es giebt aber noch viele andere Maßnahmen, die den Umtausch zur Folge haben.*) Von den vielen übrigen Vorsichtsmaßregeln zum angeblichen Wohle des Kindes erwähnen wir nur noch, daß die Wiege desselben nicht verkauft werden darf, „sonst giebt man das Glück aus dem Hause.“

Ist das Kind glücklich bis zur Taufe gelangt, so fangen wieder endlose Besorgnisse an, die Angehörigen zu quälen. Schreit das Kind bei derselben, so wird es in Schlesien, Schwaben und Franken nicht alt, während es in der Wetterau klug, in Bayern und Böhmen ein großer Redner wird und in Thüringen gut gedeiht, in Brandenburg, Thüringen und Böhmen aber stirbt, wenn es ruhig ist. Der Aberglaube betrachtet, wie Wuttke sagt, die Taufe als eine Art von Zauberei gegen Hexeneinwirkung und zur Erlangung günstiger Dinge. Man beeilt sich mit derselben, um die Gefahr der Verwechslung zu vermeiden. Bleibt ein Kind in Westfalen zwei Freitage ungetauft, so wird es geistersehend. Ein offenes Grab während der Taufe hat frühen Tod zur Folge, ebenso die Taufe in der Leidenswoche. Um das Kind auf dem Wege zur Taufe vor Hexerei zu schützen, schreitet der Zug über eine auf die Schwelle gelegte Axt. Man muß rasch gehen, dann lernt das Kind früh laufen; läutet man lange, so wird es klug; hält es der Pate des gleichen Geschlechtes, so bleibt es ledig; wird ein Mädchen mit demselben Wasser getauft wie vorher ein Knabe, so bekommt es einen Bart und keinen Mann; wenn umgekehrt, so läuft der Junge den Mädchen nach. Die Eigenschaften und Übel der Paten gehen wenigstens teilweise auf das Kind über, und was sie nur immer bei der Taufe thun, hat Einwirkung auf das Kind. Waschen sie sich vor der Taufe nicht ordentlich, so wird es unreinlich;

*) S. des Verf. Deutsche Volkssage, 2. A. Wien 1879. S. 337 ff.

stricken die Frauen beim Taufschmause, so wird es fleißig. Bei der Taufe eines Mädchens muß der Kuchen zerrissen werden, dann reißen sich einst die Jünglinge um dasselbe. Sieht das Kind vor der Taufe Gold, so wird es habgierig. Sprechen die Paten alle Bibelsprüche des Geistlichen nach, so wird es gut lernen u. s. w. Das Geschenk eines Eies bringt ihm Glück. Wird das Taufwasser in einen Rosenstrauch geschüttet, so bekommt das Kind rote Wangen.

Auf die Taufe folgt die Erziehung, die vom Aberglauben ebenfalls stark mit Schwierigkeiten ausgestattet wird. Spielen die Kinder mit Steinen, so folgt Teuerung, und wenn mit Soldaten, — Krieg; singen sie feierliche Weisen oder spielen Begräbnis, so stirbt Jemand im Hause. Sehr allgemein ist der Glaube, daß kluge Kinder nicht alt werden. Der Gegenstand, nach dem Kinder zuerst greifen, bestimmt ihren Charakter; ist es z. B. ein Rosenkranz, so wird es fromm, wenn ein Geldstück, — ein Spieler oder habgierig u. s. w. Überreich sind die Regeln der Entwöhnung, sehr mannigfaltig die Vorkehrungen, daß das Kind nicht mondsüchtig werde; man darf ihm z. B. den Mond nicht zeigen. Die Mittel, leichtes Zahnen zu erzielen und Kinderkrankheiten fernzuhalten, sind unerschöpflich. Strafen mit einer Rute von einem alten Besen haben Abzehrung oder Aufhören des Wachsens zur Folge und so noch viel anderes. Man soll kleine Kinder nicht abbilden, nicht bekränzen, ihnen keine Blumen geben, mit ihnen nicht auf den Kirchhof gehen, sonst sterben sie bald. Gehen sie rückwärts, so graben sie ihren Eltern das Grab oder — führen sie in die Hölle (!). Essen sie Fische, so bleiben sie stumm wie diese, — wenn aber Eier, so werden sie geschwätzig. Anderswo aber heißt es, man soll ihnen von allem geben, was man ißt, sonst blutet ihnen das Herz, und wenn man bei Austeilungen unter die Kinder eines übergeht, tröpfelt ihm vom Herzen eine Thräne! An altdeutsche Sitte erinnert es, daß man den

Knaben nicht vor dem 7. Jahre die Haare schneidet, sonst werden sie feige. Vor diesem Alter müssen sie zu Arbeiten angehalten werden, so die Mädchen zum Spinnen; wenn aber diese pfeifen (was unweiblich ist), so lacht der Teufel oder weint die Mutter Gottes oder sie rufen die Not herbei oder fallen einst. Oft liegt tiefer Sinn im scheinbaren Wahn!

b. Eigennamen.

In Deutschland gilt allgemein die Regel, daß jüngere Kinder nicht nach verstorbenen älteren benannt werden dürfen, sonst sterben sie; in Pommern, wenn in derselben Familie zwei Kinder denselben Namen erhalten, stirbt eines davon, ebenso wenn die ältesten Kinder nach Vater oder Mutter getauft werden. Unglücklich wird das Kind an vielen Orten oder stirbt gar, wenn vor der Taufe sein Name genannt wird. In der Pfalz nennt man daher Knaben bis dahin „Pfannenstielchen" und Mädchen „Bohnenblättchen". Zu Grünberg in Schlesien darf man die Kinder nicht hübsch nennen, da sie sonst „beschrieen" werden, sondern schimpft sie „Schweinebraten" und ähnlich. Die Namen Adam und Eva sollen in Ostpreußen und Livland langes Leben verbürgen.

Bei den finnischen Tscheremissen in Rußland wiegt der heidnische Priester das Kind und sagt verschiedene Namen her; bei welchem dasselbe zu schreien aufhört, den erhält es. Bei den Korjäken entscheidet die Bewegung einer aufgehängten Kugel, bei den Siahposch in Indien der Name, bei dem es zu saugen anfängt.

Die Mongolen, Dajaks, Kingsmill-Insulaner ändern ihre Namen, um böse Geister, von denen sie Krankheiten zu bekommen fürchten, zu täuschen, die Tschinuks bei dem Tode eines Verwandten, damit dieser sie in Ruhe lasse. In Tonking sollen häßliche Namen die Dämonen abschrecken, ebenso in Siam, z. B. Hund, Schwein, Bengel; schöne Namen gelten als gefährlich und werden bei Krankheiten durch häßliche ersetzt.



Bei nordamerikanischen Indianern wird häufig der Name vom Träger geheim gehalten und ein anderer genannt, aus Furcht, daß der wahre Name ihm gestohlen werde oder ihm sonst ein Unheil begegne, wenn er ihn nenne. In Mittelamerika behaupten die Leute daher oft, keinen Namen zu haben, ähnlich in Südamerika und auf Sumatra. Unter vielen Naturvölkern ist es verboten, den Namen eines Toten zu nennen, dessen Geist hierdurch erzürnt werden könnte.

c. Freundschaft und Liebe, Haß, Begegnen, Vergessen.

Wir hätten in diesem Buche nicht Raum genug, wollten wir auch nur im Auszuge die äußerst zahlreichen Vorbedeutungen und Zaubermittel aufzählen, welche sich auf Freundschaft und Liebe und auf ihr Gegenteil beziehen. Es handelt sich bei diesen abergläubigen Ansichten vorzugsweise darum, welche Verumständungen (meist sind es höchst nebensächliche im gewöhnlichen Leben, welche mit den betreffenden Verhältnissen gar nicht zusammenhängen) verkünden oder bewirken, daß Jünglinge oder Mädchen ledig bleiben, daß und wodurch sie Liebe gewinnen, ob, wann und wen sie heiraten werden u. s. w. Bösartige Ziele sind von diesen Mitteln nicht ausgeschlossen, z. B. das, einen Mann seiner Frau oder umgekehrt, abwendig zu machen und für sich zu gewinnen, wobei (wie auch bei erlaubtem Werben) Liebestränke und Liebesspeisen eine Hauptrolle spielen, die übrigen Mittel aber meist darin bestehen, „daß man der geliebten Person etwas von dem eigenen Körper, z. B. Haare, Nägel, Blut beibringt“ oder ihr einen Schuh (Stiefel) entwendet und eine Zeitlang trägt, oder unter Veranstaltungen, die oft sehr unappetitlich sind, zugleich mit ihr etwas ißt oder trinkt u. dergl. Es handelt sich ferner um Mittel, Freundschaft und Liebe, die bereits bestehen, zu erhalten und die Trennung zu verhüten; letztere droht, wenn sich Liebende Schuhe, Bücher (außer dem Gesangbuch), schneidende und stechende Dinge, Perlen (welche Thränen bedeuten) schenken,

zusammen Paten stehen, sich die Hände kreuzweise reichen, und vieles andere thun. Weitere Mittel giebt es, drohende Kälte zwischen den Liebenden abzuwenden und eingetretene Untreue zu bestrafen, ja sogar durch den Tod, was z. B. bewirkt wird, indem man um Mitternacht Nadeln in die Kerze sticht, wodurch der Untreue das Leben verliert. Ferner sucht man durch Zaubermittel unwillkommene Liebe abzuwehren und los zu werden, sogar boshafter Weise eine Liebe zwischen Anderen zu trennen.

Die Bedeutung des Begegnens mit Tieren ist bereits (oben S. 64) erwähnt. Was die Menschen betrifft, so verkündet der „Angang" eines alten Weibes fast überall Unglück, ebenso der eines Juden. Ein Kind, Mädchen, junger Mann oder Bettler bedeuten Glück, die Leichenfrau oder ein Priester den Tod, ein Gerichtsdiener oder Soldat Gefängnis, ein Arzt Krankheit, ein Säemann viel Brot u. s. w., auch mit Abweichungen. Wenn sieben Frauen sich auf einem Kreuzwege treffen, so giebt es (in Oldenburg) Regen.

Etwas zu vergessen, gilt allgemein als ein Unglückszeichen. Vergißt Jemand, was er sagen wollte, so war es eine Lüge! Wenn der Säemann zu säen vergißt, so muß er in dem Jahre sterben.

Ebenso bedeutet Hängenbleiben an der Thür oder Stolpern auf der Schwelle Unglück beim Ausgehen. Verlieren im Spiele bedeutet Glück in der Liebe, Versalzen der Suppe Verliebtheit der Köchin u. s. w.

d. Hochzeit und Eheleben.

Wenn der Aberglaube recht hätte, so würde wohl jede Ehe unglücklich oder früh getrennt; denn wahrhaft erfinderisch und verschwenderisch ist er in unglücklichen Anzeichen und Vorbedeutungen bei der Hochzeit. Schon auf den Tag kommt viel an (s. oben S. 52 f.). Wie bei der Taufe, darf auch bei der Trauung kein Grab offen stehen. Zwei Schwestern sollen nicht zugleich, auch nicht die jüngere vor der ältern

heiraten; der erste Fall giebt unglückliche Ehen, im zweiten Falle bleibt die ältere ledig. Die Braut muß sich auf Schritt und Tritt hüten, nicht behext zu werden. Viel kommt auch auf Ladung und Richtung des Brautwagens an, noch mehr auf die Ausstattung der Braut. Auch der Brautzug muß, wie der Taufzug, über eine Axt, (ein Messer oder einen Feuerbrand) gehen. Die Brautleute dürfen sich nicht umsehen; Weinen der Braut bringt Glück, Lachen aber Unglück. Die Brautleute müssen eng zusammengehn, damit nichts zwischen sie tritt. Welches von beiden zuerst die Kirche betritt, bekommt die Herrschaft in der Ehe, und welches zuerst niederkniet, stirbt zuerst. Unglückverheißend ist, wenn die Pferde am Brautwagen stehen bleiben, wenn ein Brautring zu Boden fällt, wenn das Kleid der Braut einen Riß erhält u. s. w. Wenn die Altarkerze vor einem von beiden flackert, so muß dieses bald sterben. Und so noch viel Ähnliches und nicht wenig Abweichendes. Wie oft mögen solche nichtige Vorfälle das Gemüt leichtgläubiger Leute so angegriffen und verdüstert haben, daß wirklich ein Unglück daraus erfolgte!

Ebenfalls reichhaltig und mannigfaltig sind die Vorbedeutungen und Verhaltungsmaßregeln, welche nach der Ansicht des Volksaberglaubens das eheliche Leben regeln sollen. Es fehlt nicht an Mitteln, Kinder des einen oder andern Geschlechtes zu erzeugen. Besonders reich mit Regeln ist die schwangere Frau umgeben, damit sie nicht schwer gebäre, ihr Kind am Leben bleibe, nicht viel schreie, nicht diese und jene Übel bekomme. Besonders bezeichnend ist, daß der Genuß zusammengewachsenen Obstes Zwillinge zur Folge habe, und daß, wenn die Mutter spinnt, sie dem Kinde den Strick flechte! Viele Vorsichtsmaßregeln werden auch bei der Entbindung angeraten, die teilweise mit Zauberei zusammenhängen und teilweise mit dem die Geburt betreffenden Aberglauben zusammenfallen. Den Wöchnerinnen kann nicht

genug eingeschärft werden, wie sie sich vor den Hexen zu hüten haben. Wenn sie in den Spiegel schauen, erblicken sie (in Schlesien) unheimliche Gestalten. Überhaupt ist dafür gesorgt, daß sie beinahe ununterbrochen in der Stube bleiben; besonders schädlich soll der Keller für sie sein; wo sie vorbeigehen, schlägt der Blitz ein! Ähnlich, aber weit milder, verhält es sich mit dem Stillen.

Weniger bei uns, als bei Naturvölkern fremder Erdteile ist das aus Eifersucht auf die Herrschaft im Hause hervorgehende öftere unangenehme Verhältnis zwischen Schwiegermüttern und Schwiegerkindern zum Aberglauben geworden. Bei den Kaffern dürfen Schwiegervater und -Tochter, sowie Schwiegermutter und -Sohn einander nicht ansehen und ihre Namen nicht aussprechen, wenn sie nicht den Zorn der Geister auf sich ziehen wollen. Dies geht durch ganz Afrika, Australien, Nord- und Südamerika; in Asien ist es seltener und sehr abgeschwächt.

e. Häusliches und geselliges Leben.

Übler Anfang eines häuslichen Geschäftes deutet auch auf schlimmes Ende desselben. Vieles Geschirrzerbrechen bedeutet allgemein Glück (!), Salz- und Wasserverschütten aber Unglück, Weinausgießen eine Taufe, Ölausschütten Tod. Bekannt ist, daß bei allgemeiner Stille am Tisch ein Engel durch das Zimmer fliegt. Von 13 Personen am Tische stirbt die unter dem Spiegel oder in der Ecke sitzende, oder die zuerst mit Essen anfangende oder zuerst fortgehende oder beim Bemerken der Unglückszahl erschreckende (letzteres kann wahr werden). Feuerknallen auf dem Herde bedeutet Streit u. s. w. Sehr freigebig ist der Aberglaube mit Zeichen, die bei einer Feuersbrunst eine baldige neue verkünden. Am Lichte hat sehr vieles Vorbedeutung, z. B. ein Span daran verkündet einen Sarg, und ein unabsichtliches Auslöschen Tod. Drei Lichter lassen auf eine Braut im Hause schließen.

Wenn beim Wohnungswechsel ein Brot verloren geht,

hat man später Mangel; ein herabfallender Spiegel verkündet sogar sieben Jahre Not und ein fallendes Kruzifix großes Unglück.

Den Tod verkündet Stillstehen der Uhr, Zerspringen einer Fensterscheibe, Aufspringen einer Thüre, Herausfallen eines Schlüssels, plötzliche Stille beim Gebet und noch viel anderes. Sogar ein mißratener Geburtstagskuchen soll der letzte des Beschenkten sein, und das Handwerkszeug des wandernden Sohnes soll, wenn es sich bewegt, dessen Tod anzeigen.

Essen und Trinken sind förmlich überladen mit abergläubigen Ansichten über Glück und Unglück. Merkwürdig und von tiefem Sinn zeugend ist dabei die Hochhaltung des Brotes, ja sogar der Brosamen; man darf diese nicht liegen lassen; denn der Teufel sammelt sie und wirft sie einem glühend ins Gesicht oder giebt sie in der Hölle glühend zu essen; man muß sie ins Feuer werfen, damit die armen Seelen (!) auch etwas haben; wer sie auf dem Boden liegen läßt, muß sie nach dem Tode mit blutigen Augen aufklauben u. s. w. Man darf Brot nicht übrig lassen, nicht aus dem Hause tragen (man trägt das Glück mit hinaus), natürlich auch nicht mit Füßen treten, sonst wird man Hunger leiden oder wird taub. Eier darf man nicht ohne Salz essen, von der Mahlzeit nichts übrig lassen. Ein Messer mit der Schneide nach oben verwundet Gott, die Engel und die armen Seelen, oder (oben S. 9) verschuldet anderes Unglück. Auch sonst geben Messer, Gabeln und Löffel zu mancherlei Vorzeichen Anlaß.

In dieses Kapitel gehören auch die Speisenverbote verschiedener Völker und Zeiten. Von ihrer Übertretung wurden und werden noch allerlei Krankheiten, Magerkeit, Blindheit, Stummheit, Mißgestalt, Hörner, u. s. w., bei Schwangeren Übel des Kindes erwartet. Manche solche Verbote waren und sind auf Familien und Kasten beschränkt; die der Juden sollten das „auserwählte Volk“ rein erhalten,

und ihre Abstinenz vom Blute kam daher, daß dies für des Fleisches „Seele“ gehalten wurde. Manche Tiere wurden und werden nicht gegessen, weil man sie für heilig hält, wie z. B. bei den Juden und bei afrikanischen Völkern das Rind, — manche aber, weil sie für unrein gelten, wie bei Juden und Islamiten das Schwein. Die Russen niederer Klassen essen keine Tauben, weil dieser Vogel das Sinnbild des Heiligen Geistes ist, viele asiatische und afrikanische Völker keine Fische, weil sie ihnen als böse Wesen gelten, manche auch keine Eier, weil sie Sitz des Lebens sind.

Auch das Waschen, Kämmen, Baden, die Haare, die Kleidung u. s. w. unterliegen vielen abergläubigen Regeln, Geboten und Verboten. Der Schutz gegen das Ungeziefer gehört ebenfalls hierher; er ist beinahe unerschöpflich, und so auch derjenige gegen das Feuer.

Weitere wunderbare Bezüge haben die Hausgeräte, besonders der Tisch, dann das Haus im Allgemeinen, die Thüre, der Brunnen, — ferner die Arbeit: das Spinnen, Kochen, Backen, Waschen, Tische decken, — das Verhältnis zum Gesinde, Besuche, Bettler, Prozesse, Ausgehen, Ausfahren, Verreisen, der Besitz überhaupt, das Geld, das Spiel, besonders mit Karten und Würfeln, die Lotterie, das Schatzfinden, der Schutz gegen Diebe, das Auffinden verlorener Sachen. Riesig reich an guten Räten sind die Landarbeiten, der Schutz gegen schädliche Tiere, das Pflügen, Säen, alle Getreidearten, die Ernte, die Feld- und Gartenfrüchte, Blumen, Obstbäume, der Verkauf der Landbauprodukte, der Markt, die Bienen-, Geflügel-, Pferde-, Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht, der Stall, die Viehkrankheiten, die Milchwirtschaft, Butter- und Käsebereitung, weiter die Jagd, die Fischerei, die Schiffahrt, der Handel, die Handwerke, der Kriegsdienst (dabei besonders Mittel, von diesem frei zu werden, natürlich aus der Zeit vor der allgemeinen Wehrpflicht stammend).

f. Schlaf und Traum, Krankheit und Tod.

Über die vielerlei Mittel, die nach dem Volksaberglauben einen guten Schlaf, rechtzeitiges Erwachen, glückliches Aufstehen u. s. w. bewirken sollen, gehen wir, weil zu weitläufig, hinweg.

Man kann einen Schlafenden (in Schlesien und Thüringen) ausfragen, wenn man ihm ein Stück Geld auf die Herzgrube legt oder einen Schurz überzieht oder die große Zehe (bez. den Daumen) hält u. s. w.

Mit dem Traume beginnt der rätselhafte Teil des Gebietes menschlicher Beziehungen, das Gebiet des Loslösens der seelischen Kräfte von der Gebundenheit an den Körper, das in den im nächsten Abschnitte zu behandelnden Spukerscheinungen seine Fortsetzungen findet. Der Traum ist meist eine Verwirrung von vereinzelten Erinnerungen an die Vergangenheit, oft an längst verflossene Zeiten (ein Greis träumt z. B. von sich als Knabe); aber oft ist er rein unerklärliches Schauen vollkommen unbekannter Personen, Dinge und Orte, und es ist daher begreiflich, daß er auf die Zukunft gedeutet wird. Diese Neigung ist diejenige, die sich am meisten aus dem eigentlichen Volksaberglauben in die „gebildeten“ Stände verpflanzt. Die Auslegung der Träume ist ein sehr alter Kunstgriff der Wahrsager, in Griechenland (s. oben S. 16 f.) der Orakel, und wird im A. T. (bei Josef in Ägypten u. a.) als eine göttliche Gabe aufgefaßt. In unserer Zeit spielen die Traumbücher eine große Rolle und zeichnen sich gewöhnlich dadurch aus, daß zwischen dem Inhalt eines Traumes und seiner Bedeutung nicht der mindeste vernünftige Zusammenhang besteht. Das Volk vermehrt den Umfang dieser dem Buchhandel nicht zur Ehre gereichenden Schundlitteratur noch in bedeutendem Maße. Feuer soll z. B. Freude, Rauch aber Unglück bedeuten, gewisse Pflanzen, Blumen und Obst Tod, Eier bald Streit, bald Glück, kleine Fische Verdruß, große Geld, Ungeziefer eben solches, und

dergl. Blödsinn mehr! Sehr reichhaltig ist die Traumdeutung bezüglich der Lotterie; erstere hat man verboten, letztere aber bildet eine geschätzte Staatseinnahme (in der Schweiz zum Glücke nie oder längst nicht mehr). Der erste Traum in einer neuen Wohnung oder in der Christnacht soll wahr werden. Man kann auch, meint der Aberglaube, Träume durch Zauber bewirken, z. B. mit einem Kranze von neunerlei Blumen unter dem Kissen, besonders in den Zwölften, in der Fastnacht, in der Johannisnacht u. s. w. In gebildeteren, aber mystischen Kreisen des Altertums und Mittelalters, glaubte man an von den Göttern (von Gott) gesandte Träume, welche unfehlbar wahr würden oder eine hohe Bedeutung hätten, wie auch an solche, die von bösen Geistern eingegeben wären.

Auch die Krankheit berücksichtigt der Aberglaube. Wenn ein Kranker weint, so stirbt er nicht. Wenn kranke Kinder mit Geld spielen, genesen, wenn mit Blumen, so sterben sie bald. Der das Abendmahl nehmende Kranke kommt nicht davon, wohl aber ist dies möglich, wenn er schon am Sterben war u. s. w.

Mit den Vorzeichen des Todes haben wir uns schon vielfach zu befassen gehabt, und es giebt ihrer noch weit mehr. Namentlich ist großer Überfluß an Zeichen, aus denen hervorgehen soll, daß einer Leiche bald eine weitere folgen werde. Der Aberglaube kennt aber auch viele Mittel, das Sterben zu erleichtern. Sonntagskinder sehen bei einem Sterbenden den Kampf der Engel und Teufel um die Seele, oder den Tod selbst am Kopfkissen. Dem Gestorbenen müssen sofort die Augen zugedrückt werden, sonst holt er einen andern nach. Sobald der Tod eingetreten, weckt man, sofern es Nacht ist, Hausgenossen und Vieh; denn wer weiter schläft, erwacht nicht mehr. Man öffnet die Fenster, oft auch die Thüre, damit die Seele hinausfliegen kann, oder jagt sie gar mit Tüchern hinaus, sonst muß sie im Hause bleiben

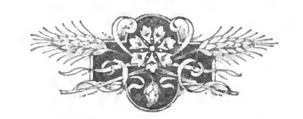
und spuken. Doch glaubt man auch, die Seele bleibe so lange im Hause wie die Leiche und höre alles; man stellt ihr Wasser, ein Handtuch und ein Licht hin, damit sie sich waschen könne, ehe sie vor den ewigen Richter trete, ebenso einen Stuhl zum Sitzen.

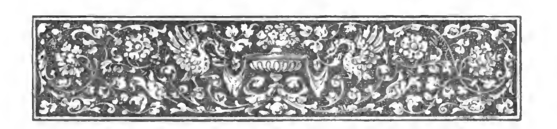
Auf die Leiche darf man keine Thräne fallen lassen, sonst hat die Seele keine Ruhe, sie brennen sie wie Feuer, oder der Weinende folgt bald nach. Es muß ein Licht bei der Leiche brennen, damit die Seele nicht im Finstern ist. Alles was zur Reinigung und Ankleidung der Leiche gebraucht wurde, muß ihr in den Sarg mitgegeben werden, wenn nicht der Tote die Zurückbleibenden beunruhigen soll, — aber ja nichts einem Lebenden gehöriges, da dieser bald nachfolgen würde. Die Leiche bekommt auch heute noch in vielen Gegenden Europas und Asiens das Fährgeld in die Unterwelt mit in den Sarg, an manchen Orten Deutschlands auch ein Licht und sogar Lebensmittel. Man glaubt auch, im Widerspruche damit, daß die Seele das Begräbnis mit ansehe. Mannigfaltig sind die Vorsichtsmaßregeln, welche verhüten sollen, daß die Seele im Hause zurückbleibe; auch hier, wie bei Taufe und Hochzeit, muß die Axt auf der Schwelle liegen, und auf das Tragen des Sarges kommt viel an. Man gießt ihm dreimal Wasser nach und zerbricht das Gefäß, damit der Tote draußen bleibe, und löscht zu diesem Zwecke auch das Herdfeuer mit Wasser. Dennoch glaubt man allgemein an Besuche des Toten im Hause, und um ihm diese zu erleichtern, darf die Leiche nur auf der Hauptstraße geführt werden, damit er den Weg leichter finde (an manchen Orten auf dem Kirchwege)! Man sieht, der Aberglaube verwechselt und vermengt stets Körper und Seele!

Eigentümliche Meinungen knüpfen sich an die aus heidnischer Zeit stammenden Leichenschmäuse, einstige Totenopfer. Je mehr man dabei trinkt, desto besser geht es dem

Verstorbenen, für dessen Wohl man noch in weiterer Weise eifrig besorgt ist.

Weiteres über die Toten wird bei Anlaß der abgeschiedenen Seelen und bei Erwähnung der zauberischen Sachen und Handlungen zu sagen sein.

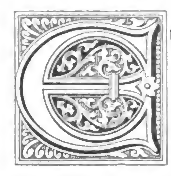




Zweiter Abschnitt.

Das Spukwesen.

1. Die Seele.



Eng an den mit dem Tode zusammenhängenden Aberglauben schließt sich der auf die abgeschiedenen Seelen bezügliche.

Der deutsche Volksaberglaube läßt diese Seelen bisweilen als Bienen oder Vögel (Tauben oder Eulen) auf den Bäumen herumfliegen, öfter aber in einer ihrer Gestalt im Leben ähnlichen an den Stätten, an denen sie lebten, als Gespenster umgehen oder spuken (wovon weiter unten). Oft aber sind sie durch einen Bann oder Fluch (unbekannt Wessen) „verwünscht“ und können nur unter schwierig auszuführenden Veranstaltungen „erlöst“ werden. In diesem Zustande erscheinen sie bald in Tiergestalt (mit Vorliebe als Kröten, Drachen, schwarze Hunde und Katzen u. a.), bald als Irrwische, Irrlichter, Feuermänner u. s. w.

Werfen wir noch einen Blick auf den Seelen- und Geisterglauben der Naturvölker fremder Erdteile, so finden wir, daß bei diesen der Glaube an die Wirksamkeit der Seelen verstorbener Menschen und derjenige an das Treiben unabhängiger Geister, welche nicht scharf von einander getrennt werden, und von welchen alle Elemente erfüllt sind, geradezu

die Hauptsache und ein Gegenstand fortwährender Furcht von der Kindheit bis zum Ableben ist. Die hauptsächlichsten Gebräuche dieser Glaubensformen bestehen in den Anstrengungen, die gefürchteten Geister zu verscheuchen und unschädlich zu machen.

Nach dem Glauben der Neger Westafrikas verweilt die Seele bei dem Toten eine Zeit lang, verläßt das Grab zu Zeiten und kehrt wieder dahin zurück. Manche Negerstämme halten besondere Geisterhütten, auch Fetischhütten, in denen sie die angeblichen Geister ihrer Angehörigen mit allen Bequemlichkeiten versorgen. Die Australier glauben, daß die Seelen der Verstorbenen auf Bäumen sitzen und klagen, bisweilen aber in die Körper Lebender übergehen. Auch werden nach dem Glauben dieser Leute die Toten zu Weißen und kehren als solche zurück; ja es haben Eingeborene wiederholt Europäer als ihre zurückkehrenden Verwandten begrüßt.

Amerikanische Indianer glauben, die Seele wandere im Traume; letztern zu deuten ist Aufgabe des Zauberpriesters, der die Seelen prüft und in Büchsen verwahrt und allein von den Göttern träumen kann.

Die Eskimos glauben, daß die Seele den Leib verlassen und wieder in denselben zurückkehren könne, nach dem Tode aber in die Schaar der Geister eintrete. Bei verschiedenen Völkern finden wir die Ansicht, daß die Seelen nach dem Tode im Hause spuken; um dies zu verhindern, wird der Tote nicht durch die Thüre, sondern durch ein Fenster, oder wo man kein solches hat, durch eine im Dache angebrachte Öffnung fortgeschafft.

Ein Lieblingsgedanke vieler Völker ist eine doppelte oder mehrfache Seele, deren Abteilungen nach dem Tode verschiedene Aufenthaltsorte und Verrichtungen zugeschrieben werden. Aber nicht nur die Menschen, sondern auch Tiere und Pflanzen, ja sogar leblose, selbst künstliche Gegenstände

haben nach dem Glauben von Naturvölkern ihre Seelen. Die letzteren sind bald sichtbar, bald unsichtbar, aber fühlbar, also stets materiell gedacht. Die Seelen der Häuptlinge werden zu Göttern und gehen auf die Sterne, während diejenigen gemeiner Sterblicher auf der Erde bleiben.

In China sind die Seelen der Ahnen (Kuei) ein Hauptgegenstand der Verehrung, ebenso in Japan die der verdienstvollen Menschen als „Kami“. Die Seelen der Guten, Fravashis, waren bei den alten Persern Schutzgeister der Menschen und wurden als Ahnen verehrt.

Die alten Griechen glaubten, daß alle unbestatteten Toten spukten, hatten aber nur im Traume Erscheinungen solcher. Die Römer ließen, wie die Naturvölker, die Geister der Verstorbenen, die Manen, nachts und zu gewissen Zeiten auf der Erde umherschweifen. Die Manen hießen auch Laren oder Penaten, wenn sie gut waren, und wurden dann Schutzgeister der Häuser, Larven oder Lemuren aber, wenn sie böse waren.

---

2. Die Ahnungen.

Den ersten, noch schüchternen Anfang einer Beschäftigung des Menschen mit dem Jenseits bilden die Ahnungen, d. h. vorgebliche Fühlungen mit fernen oder zukünftigen Vorkommnissen, ohne daß ein Todesfall eingetreten zu sein braucht. Es giebt rein körperliche Erscheinungen, welchen der Volksaberglaube eine Ahnung zuschreibt. Eine kalte Hand soll einen Todesfall, Augenbeißen im rechten Auge eine Freude, im linken ein Leid, Ohrenklingen rechts gute, links schlechte Nachrede, dreimaliges Nießen Glück, Schlucken

Lästerung bedeuten und noch viel dergleichen. Dies alles hat noch mit den Vorzeichen (oben S. 65 ff.) viel ähnliches; wahre Ahnungen, d. h. wahr im Sinne des Gläubigen, sind nur solche, welche entweder in Erscheinungen, die nur der Ahnende wahrnimmt, oder auch blos in Gedanken bestehen, und diese sind wieder den Träumen ähnlich, es sind Träume im wachen Zustande; der Volksaberglaube nennt sie „Vorgeschichten“. Es wird behauptet, daß Menschen anderen im Gesichte den baldigen Tod ansehen. Solche Leute schließen aus Lichterscheinungen oder plötzlichen Geräuschen ohne bekannten Ursprung auf Ereignisse, und zwar mit Vorliebe auf unglückliche. Aber auch Jeden kann das Gefühl überraschen, es sei etwas im Anzuge, dem man oft gar keine, oft eine mehr oder weniger deutliche Bezeichnung geben und das eintreten oder auch nicht eintreten kann. Oft freilich hat man Grund, das betreffende zu erwarten, und dann kann es in der That eintreffen. Hierher gehört auch die Prophezeiung. Nach kritischer Auffassung ist indessen von den Vorhersagungen der Propheten des A. T. nichts eingetroffen, als die Auflösung der Staaten Israel und Juda, welche damals Jedermann, d. h. jeder Denkende voraussehen konnte. Die auf Jesus bezogenen Prophezeiungen sind nur mit der größten Willkür in dieser Weise zu deuten und beziehen sich, unbefangen und genau betrachtet, auf ihre eigene Zeit. Aus Zuständen der Gegenwart kann manches erraten werden, was in der Zukunft eintrifft, ohne daß dabei etwas übernatürliches mitspielt. Im Volksaberglauben ist die Prophetie zum Wahrsagen (Divination) abgeschwächt, das in beinahe allen Zweigen dieses Gebietes seine Rolle spielt und sowohl oben vielfach vorgekommen ist, als in diesem Buche noch öfter vorkommen wird.

---

3. Die Halluzinationen.

Wahrnehmungen, welche nicht der Wirklichkeit, sondern bloß der Einbildungskraft des Wahrnehmenden entstammen, die dieser aber mit seinen Sinnen wirklich aufzufassen glaubt, können in das Gebiet aller fünf Sinne fallen. Diese als Halluzinationen bekannten Erscheinungen beziehen sich weitaus in den meisten Fällen auf das Gesicht und werden daher auch unter der Bezeichnung der Visionen inbegriffen, denen noch die durch das Gehör aufgefaßten Auditionen, nur in geringem Maße aber die eingebildeten Einwirkungen auf die übrigen Sinne zur Seite treten.

Die Mittel, Visionen und andere Halluzinationen herbeizuführen, sind schon im Altertum bekannt gewesen (vergl. oben S. 16 f. über die Orakel). In Ostasien (jetzt auch in Europa und Amerika) ist das Opium (Mohnsamen), in Westasien war mehr im Mittelalter der Haschisch (Hanfextrakt), jenes durch entzückende, dieses durch fürchterliche davon hervorgerufene Traumgesichte und Wahnvorstellungen berüchtigt. Wie bekannt, berauschten sich durch das Haschisch die Mitglieder einer ismaelitischen (schiitischen) Sekte, die Haschischim, und fanatisierten sich damit zu Mordthaten, so daß ihr Name, französiert: Assassinen, zur Bezeichnung für Mörder geworden ist. Auch Räucherungen mit anderen Kräutern dienten im Mittelalter vielfach zur Erzeugung von Halluzinationen.

Bei diesen ist nun zweierlei sehr bemerkenswert, namentlich zum Zwecke der Beurteilung des modernen Spiritismus, auf den wir schon hier vorausblicken müssen, da er ja ursprünglich aus dem Volksaberglauben hervorgegangen ist, wie wir am Schlusse dieses Buches zeigen werden. Wir meinen die zwei folgenden Thatsachen:

1. daß Halluzinationen nicht nur von einer Person, sondern oft von mehreren zugleich wahrgenommen worden, daß sie also ansteckend sind,

2. daß sie sehr oft Dinge zum Inhalt hatten, an die entweder Niemand mehr glaubt, wie Drachen, Riesen, den Tod u. s. w., oder denen die Menschen willkürliche Gestalten gegeben haben, in denen man sie auch zu sehen glaubte, wie Heilige, Engel und Teufel.

Ein Beispiel dieser beiden Thatsachen findet sich in der von Goethe bearbeiteten Lebensgeschichte Benvenuto Cellinis, (2. Buch, 1. Kap.), betreffend eine Teufelsbeschwörung im Kolosseum zu Rom.

Die Kollektivvision hat ferner ein Beispiel in der englischen „philadelphischen Gesellschaft", deren Vorsitzender Pordage († 1698) im J. 1651, nachts erwachend, mit einem Riesen und einem Drachen kämpfen zu müssen glaubte. Als er dies am folgenden Tage seiner Gesellschaft erzählte, verfielen deren sämtliche über 20 Mitglieder in Ekstase und hatten schreckliche Visionen, aber auch schöne von Engeln, und dies wiederholte sich einen Monat hindurch täglich, meist am Tage, aber auch oft bei Nacht. Sie sahen ganze Teufels- und Gespensterzüge in Kutschen von Wolken, gezogen von Drachen und anderen Tieren, durch die geschlossenen Thüren und Fenster hereinkommen, rochen dabei einen höllischen Gestank und fühlten sich von den „Geistern" gestochen und verwundet. Auch sollen die „Teufel" Figuren auf die Fensterscheiben und an das Kamin gezeichnet haben, welche die Visionäre aber zerschlugen (!). —

Ein neueres Beispiel des zweiten Punktes, aber ein wiederholtes, kann der Verfasser aus seiner nächsten Nähe anführen. An zwei Orten*) hat er ausführlich erzählt, wie

*) Das Jenseits, Leipz. 1880, S. 254, u. Kulturgeschichtl. Skizzen, Berlin, 1889, S. 189.

seine (dort nicht näher bezeichnete) Frau in ihrer Jugend dreimal nacheinander den „Tod“ als Gerippe mit Sense und Sanduhr sah, also eine Gestalt, die bloß ein Symbol ist und von Niemandem für wirklich vorhanden gehalten wird, wohl nicht einmal von den Spiritisten. Es war die Wirkung vom Betrachten des Holbein'schen Totentanzes gewesen. Wir sehen hier einfach das Heraustreten einer Vorstellung aus dem Innern des Menschen in die Außenwelt.

Wie durch vielerlei Umstände Visionen von Dingen, die man sich vorher nicht vorgestellt hat, entstehen können, mögen folgende Beispiele zeigen.

Karl von Eckartshausen, von welchem die Visionäre Jung-Stilling und Horst erzählen, und auch der Letztere selbst, erzeugten durch Räucherungen Visionen von Gestalten, die den zu sehen gewünschten ähnlich zu sein schienen. Die Schamanen der Lappen und der sibirischen Völker, sowie die türkischen Derwische bringen sich auch ohne Räucherungen durch heftige Umdrehungen in einen visionären Zustand. Die am Delirium tremens leidenden Säufer haben, wenn sie ihr Laster unterbrechen, furchtbare und höchst deutliche Visionen von nicht vorhandenen Dingen. Der höchst nüchterne Rationalist Christoph Friedrich Nicolai (geb. 1733, † 1811) geriet durch kummervolle Erlebnisse in einen Zustand, in welchem er seinen verstorbenen Sohn erscheinen und sein Zimmer sich mit zahllosen Gestalten anfüllen sah, ja diese sogar reden hörte, und dies dauerte acht Wochen, hörte aber auf, als er sich Blutegel ansetzen ließ. Noch gräßlicher waren die Visionen des Schriftstellers Ludwig von Baczko (geb. 1756, † 1823), welcher seit 1777 fast blind war und 1806 einen Neger oder Ägypter zu sehen glaubte, der ihn am Schreiben hinderte und vier Monate lang quälte; das Zimmer füllte sich, wie er meinte, mit Gestalten, die ihn mit Worten bedrohten, und mit Wolken, und 1815 sah er nicht nur, sondern fühlte auch, wie eine dicke Schlange, voll

von Borsten, die sich durch das Zimmer schlich und sich ihm auf den Schoß legte.

Der Dichter Otto Ludwig sah, als er sein Trauerspiel „Andreas Hofer“ im Plane hatte, die Gestalt seines Helden im Wachen und im Traume vor sich. Der englische Maler und Dichter Blake († 1828) glaubte in früheren Zeiten gelebt und mit Pindar, Vergil, Dante, Milton u. a. verkehrt zu haben, welche er (ohne Spiritismus) erscheinen sah und mit ihnen sprach, ja von Milton ein noch unbekanntes Gedicht mitgeteilt erhielt. Er zeichnete sogar die ihm erscheinenden William Wallace und König Eduard I. Auch glaubte er in seinem Garten ein Feenbegräbnis zu sehen, dessen Teilnehmer nicht größer als Heuschrecken waren und die Leiche auf einem Rosenblatte trugen. Prof. Perty erzählt von einem jungen Schweizer, dem, wie er glaubte, Christus dreimal erschien; ferner sah er Tasso, Shakespeare, Kant, Goethe, Schiller, welchen letztern er sogar umarmte. Prachtvolle Verzierungen, Arabesken, deutliche Landschaften und Scenen kann bei geschlossenen Augen, wenn auch wachend, jeder mit Phantasie Begabte sehen.

Es ist sehr begreiflich, daß solche Visionen oft mit der Zeit im Gedächtnisse Ausschmückungen und Erweiterungen erhalten und dann geradezu unbegreiflich erscheinen. Viele derartige Geschichten sind auch von vorn herein unzuverlässig oder erdichtet, so namentlich, wenn sich die Visionen angeblich auf ein Tuch, auf die Hand u. s. w. abdrücken.

Ungewiß ist es, ob das bekannte Gesicht König Karls XI. von Schweden im J. 1676 auf einer Vision, oder auf einem intriganten Gaukelspiel beruhte. Der Genannte sah aus seinen Zimmern im Schlosse nachts im gegenüberliegenden Ständesaale einen Lichtschein. Ungeachtet der Abmahnungen seiner Höflinge begab er sich mit denselben nach jenem Gebäude und sah darin eine rätselhafte Gesellschaft, mit einem jungen König an der Spitze, um einen Tisch, neben welchem an-

scheinend mehrere Männer enthauptet wurden. Er erhielt von dem angeblichen jungen König die Auskunft, das Geschehene werde in der sechsten Regierung nach der seinigen geschehen und ein Mann, der dabei stand, werde sein Vormund und, ihn verdrängend, der größte König sein, den Schweden je gehabt. Dies traf aber in keiner Weise ein; der sechste König nach Karl XI. war Karl XIII., welcher allerdings dem abgesetzten Gustav IV. nachfolgte, aber weder der größte (nicht einmal ein großer) König war, noch solche Hinrichtungen vollziehen ließ. Vollends lächerlich aber ist, daß Gustav IV. eine Lobrede auf seinen Verdränger gehalten haben sollte, — abgesehen von der Abgeschmacktheit, Unvernunft und Zwecklosigkeit einer solchen Erscheinung. Es ist wohl möglich, daß eine Hofpartei auf den noch jungen und zudem trübsinnigen Karl XI. zu irgend einem politischen Zwecke durch eine schauerliche Maskerade einen erschreckenden Eindruck hervorbringen wollte, — wenn nicht das Ganze erst später erdichtet wurde und der davon vorhandene Bericht gefälscht ist.

Zu den merkwürdigsten Visionen, die allerdings die Spiritisten für Wirklichkeit halten, gehören die Doppelgänger. Es giebt deren zweierlei: entweder sieht man sich selbst, was nach dem Volksaberglauben ein Vorzeichen baldigen Todes ist, oder man sieht Andere doppelt, ohne daß diese es stets selbst bemerken. Sogar der große Goethe glaubte sich in seiner Jugend, bei Straßburg seines Weges reitend, in derjenigen Tracht sich entgegen reiten zu sehen, in welcher er acht Jahre später denselben Weg ritt;*) er starb aber noch lange nicht. Viele Familien kennen solche Beispiele, die bald den Tod zur Folge gehabt haben sollen, bald aber nicht, — oft aber das Doppelbild Anderer, und zwar bald dicht neben diesen und ihre Bewegungen nachahmend, bald

*) Goethe, Wahrheit und Dichtung, 11. Buch (kurz vor dessen Ende).

aber an einem von deren Aufenthalt entfernten Orte zum Gegenstande haben.

Ein Beispiel dieser Art wird allerdings von einer spiritistischen Familie bezeugt und unterliegt daher dem Verdachte fantastischer Ausmalung. Wie Fräulein Julie von Güldenstubbe, Schwester des bekannten Geistersehers, versichert, sahen die Schülerinnen des Institutes von Neuwelcke in Livland im Jahre 1845 die französische Lehrerin Emilie Sagée sowohl während des Unterrichtes als während der Mahlzeit doppelt, im ersten Falle neben, im letztern hinter sich, ihre Bewegungen nachahmend, oft aber auch die Lehrerin an dem einen und ihr Doppelbild an einem andern Orte. Ob die Lehrerin selbst hiervon wußte, davon verlautet nichts. Wenn nicht, was wahrscheinlich, so haben wir es hier mit ansteckenden Visionen zu thun, die (wie auch andere Einbildungen) in Pensionaten nicht selten sind.*) Wenn sie es aber selbst wußte, so liegt hier ein Rätsel vor. Jedenfalls aber kann es sich nicht um ein wirkliches Doppelwesen handeln; denn warum eine brave, unschuldige Person mit einer solchen Plage behaftet sein sollte, die ihr angeblich 19 Entlassungen von Lehrstellen eintrug, wäre weder moralisch noch physisch denkbar. Diese Wiederholungen sind wohl einfach Legenden, welche der geschäftige Klatsch von einem Orte zum andern trug. Ein vernünftiges Motiv fehlt dieser angeblichen Erscheinung durchaus, ebenso jeder Zweck.

Die Sage von Doppelgängern ist schon alt. Nach Herodot (IV. 13—15) wurde der Priester und Dichter Aristeas aus Prokonnesos, nachdem er daselbst gestorben, nicht etwa als Geist, sondern lebend bei Kyzikos gesehen; an dem Orte seines Sterbens fand man die Leiche nicht; aber sieben Jahre später erschien er wieder in Prokonnesos, schrieb dort Gedichte und verschwand abermals. Die Sage

*) Vergl. des Verf. Teufels- und Hexenglaube, S. 133.

aber will wissen, er sei 340 Jahre darauf zu Metapont in Unteritalien gesehen worden, habe dort die Aufstellung einer Bildsäule des Apollon angeordnet und sei wieder verschwunden. Man hat es hier wohl zuerst mit einem Scheintode und nachher mit einem Abenteurer zu thun, der sich für den Aristeas ausgab. Es liegt aber noch ein tieferer Sinn in der Sage.*)

Mit der Doppelgängerei verwandt, aber weiter in die Ferne schweifend, ist das sog. Zweite Gesicht oder das Fernsehen. Man versteht darunter das Erblicken einer Person oder eine Begebenheit außerhalb der natürlichen Sehweite des Beobachters. Das zweite Gesicht (second sight) war früher in Schottland und Dänemark eine weit verbreitete sogenante Gabe, in Wahrheit aber eine krankhafte Eigenschaft ungebildeter Leute, welche heutzutage beinahe oder ganz verschwunden sein soll und wie man sagt, beim Volke nur noch wenig Glauben findet. In den meisten Fällen beruht es daher nur auf Volkssagen oder Legenden, und soweit nachweisbar, auf der Eigenschaft düsterer, schwermütiger Leute, mit Vorliebe Leichen und Leichenzüge, teils in örtlicher, teils in zeitlicher Ferne zu sehen, welche sie beschreiben, ohne in den meisten Fällen den Namen des Toten zu kennen. Sowohl in diesem Falle, als bei dem Fernsehen von Hochzeiten und einzelnen Personen sind die Erzählungen von dieser zweifelhaften „Gabe“ durchweg unzuverlässig. Auch sollen diese Seher gewisse Zeichen annehmen, aus denen sie auf den Tod eines Menschen schließen; es ist aber nicht nachgewiesen, daß diese Unglücksprophezeiungen außer aus Zufall wahr geworden wären. Sie werden auch von Kindern berichtet, die übrigens bekanntlich allgemein zu Visionen neigen. Der Verfasser dieses Buches hatte als Kind selbst solche und fürchtete sich beständig vor einem

*) Des Verf. Buch der Mysterien, S. 93 f.

(nicht existierenden) „Herrn Apap“. Ja sogar Pferde und Rinder sollen die Visionen ihrer Reiter oder Leiter teilen.

Die Beschränkung häufigen Vorkommens der Eigenschaft des 2. Gesichtes auf gewisse Gegenden spricht wieder für die Ansteckungsfähigkeit der Visionen. Allerdings werden solche „Fernsichten“ auch aus anderen Ländern berichtet, aber nur vereinzelt und keineswegs mit Beweisen der Wahrheit.

Einer der bekanntesten Fälle des „zweiten Gesichts“ ist der Brand in Stockholm, den der bekannte Geisterseher Emanuel Swedenborg 1759 von Gotenburg aus gesehen haben sollte, für welchen Vorfall aber kein Beweis vorliegt. Nicht besser beglaubigt sind alle übrigen Sagen vom Fernsehen (vergl. Daumer, Reich des Wundersamen, S. 142 ff).

---

4. Die Gespenster und Poltergeister.

Nach unserer Überzeugung durchaus dasselbe mit der Vision, wenn auch von abweichendem Charakter, sind die Geister- und Gespenstererscheinungen. Sie beziehen sich ganz allein auf das Wahrnehmen abgeschiedener Seelen oder auf den Glauben an diese.

Der letztere, soweit er Volksaberglaube ist und nicht selbst Geister wahrgenommen zu haben behauptet, besteht in Ansichten vom Fortleben oder vielmehr Wiederkehren Verstorbener, die von einer wahrhaft rührenden, wenn auch naiven Pietät zeugen. Sie schließen sich den bereits bei Anlaß der Leichenbestattungen erwähnten Vorsichtsmaßregeln gegen das Verbleiben der Toten im Hause an. Beständig

darin haben will sie allerdings der Volksaberglaube nicht; aber ihre Wiederkehr zu Zeiten nimmt er gern an, um eine völlige Trennung der Angehörigen nicht zugeben zu müssen.

Nach dem Glauben mancher Gegenden holt sich der Tote, wenn man ein Grab beraubt, zur Nachtzeit sein Eigentum. Auch kehrt derselbe am dritten Tage zu einem Abschiedsbesuche in das Haus zurück. Der verstorbene Hausvater geht in der Nacht nach seiner Bestattung dreimal um sein Haus herum, damit kein Unglück die Seinigen treffe. Auf dem Friedhofe muß der zuletzt Begrabene so lange Wache stehen, bis der nächste kommt. Eine gestorbene Wöchnerin kehrt jede Nacht nach Hause zurück, um ihr Kind zu pflegen. Tote Bräute tanzen so lange auf Kreuzwegen, bis der Bräutigam nachfolgt. An jedem Sonnabend dürfen die Seelen aus dem Fegfeuer nach Hause kommen, und man stellt ihnen dann Butter hin, um ihre Brandwunden zu bestreichen!

Die Leichenmähler waren ursprünglich nichts anderes, als eine Speisung der Toten, und die Chinesen bringen den von ihnen (und vielen anderen Völkern) verehrten Ahnen regelmäßig Speisen dar. Im Mittelalter setzte man bei Mahlzeiten Stühle für die verstorbenen Familienglieder hin.

Von den hier erwähnten Wirkungen unsichtbarer Geister unterscheidet der Aberglaube die Geistererscheinung, d. h. sinnlich wahrnehmbares Auftreten von Geistern Verstorbener. Selten ist eine Familie frei von derlei Geschichten, die sich in ihrem Hause zugetragen und (außer den Erscheinungen selbst) meist in allerlei zwecklosem Lärm (dem „Spuk" im engern Sinne), in Klopfen, Poltern, Thürenzuwerfen, Kettengerassel, Herumwerfen von Gegenständen, kundgegeben haben sollen. Merkwürdiger Weise haben talentvolle Schriftsteller wie Jung-Stilling und Justinus Kerner diese Art von angeblichen Wahrnehmungen in Systeme gebracht.

Eine veredelte Abart dieses Wahns ist das sogenannte

Verkünden, darin bestehend, daß durch irgend einen rätselhaften Vorfall, z. B. das Zerspringen eines Glases, das Herabfallen eines Bildes, das Anschlagen eines Klaviers, durch Klopflaute, oder gar durch ertönende Stimmen der gleichzeitige Tod einer mit den betreffenden Gegenständen im Zusammenhange stehenden Person oder sonst ein Unglück angezeigt werden soll. Um Kombinationen der unwahrscheinlichsten Dinge ist der Aberglaube nie verlegen.

Im Volksaberglauben hat die Geistererscheinung den grauenhaften Zug des Spukens zur Strafe, das aber nicht allein das Los der Strafwürdigen, sondern auch ihrer Opfer und derjenigen eines andern als natürlichen Todes sein soll. Die Verhungerten, Verunglückten und Ermordeten müssen so lange umgehen, als sie noch hätten leben können, (warum? ist rätselhaft). Begreiflicher ist, daß die Wucherer und Hexen als Hunde und feurige Schweine, Diebe und Unfromme als Kröten, schlechte Priester als schwarze Pudel, böse Menschen mit Pferdefuß, ferner als Besen, Strohbündel und Misthaufen oder schwarze Schatten, Verdammte mit nachschleppenden Ketten, Grenzverrücker als Irrwische oder feurige Männer mit hohlem Rücken (!) spuken müssen, und wenn man sie reizt, den Menschen auf den Rücken springen, sie in die Luft entführen oder Häuser anzünden. Ohne bestimmte Gestalt erscheinen alle sonstigen Verbrecher und Lasterhaften, sowie die Leute, welche an Sonn- und Feiertagen arbeiteten. Ungetaufte Kinder spuken als harmlose Irrlichter; doch heißt es auch, die Muttergottes nehme sie zu sich oder Frau Holle führe sie mit sich herum. Die Spukstunde ist die Mitternacht; gesehen werden die Gespenster nicht immer, oft nur gehört, indem sie sprechen oder weinen und klagen. Oft zeigen die „Wiedergänger", wie man sie nennt, ungerecht erworbene Schätze und werden erlöst, wenn man diese hebt, was auch durch Gebet, Fasten, Messen, Wallfahrten, Almosen u. s. w. möglich ist. In

Tirol fliegen dann die „Erlösten“ als weiße Tauben davon. Die Opfer von Mißhandlungen und Morden erscheinen den Thätern. Als ewig spukende Gestalten irren nach der Volkssage, unzweifelhaft mit dem alten Göttervater Wuotan vermengt, — auf der Erde der Ewige Jude, durch die Lüfte der wilde Jäger, über das Meer der fliegende Holländer.

Dieser Aberglaube des Volkes hat einen vorwiegend ethischen Charakter. Daß er auch Unschuldige leiden läßt, rührt von religiösen Vorurteilen und vielleicht von der vermuteten Notwendigkeit her, daß solche „arme Seelen“ ihren Peinigern erscheinen und diese dadurch strafen müssen. Die Behauptung, bestimmte Personen nach dem Tode erscheinen gesehen zu haben, ist dem Volksaberglauben durchweg fremd.

Dagegen ist diese Behauptung, welcher die ethische Bedeutung des volkstümlichen Gespensterglaubens durchaus fehlt, eine Eigenart der sich über dem Landvolke erhaben dünkenden bürgerlichen und adeligen Kreise. Die von diesen geglaubten Geistererscheinungen tragen einen ausschließlich egoistischen Charakter, welchem bloß das Verlangen, nach dem Tode fortzuleben, zu Grunde liegt. Die Familie, welche sich der Erscheinungen ihrer toten Angehörigen rühmt, sucht sich hierdurch ein Ansehen zu geben, ein Zug, der sich von dem wiedererscheinenden bürgerlichen Handwerksmanne bis zu der die Höfe heimsuchenden „Weißen Frau“ (S. 38) hinaufzieht. Dafür spricht auch der Umstand, daß diese „Geister“ von dem verschiedensten Charakter, bald ungemein edel, bald schlecht und boshaft sind und doch alle in gleicher Weise spuken müssen. Am häufigsten wird dies von Schlössern, Klöstern, Ruinen, alten und unbewohnten Häusern erzählt. Am wenigsten „geheuer“ sind die Wälder und natürlich die Friedhöfe. Bezüglich der bewohnten Häuser ist zu beobachten, daß an einem Orte, in einer Straße u. s. w., wo es in einem Hause „spukt“, dies gewöhnlich auch in anderen der

Fall sein muß, wo es aber nicht vorkommt, solche Wahngeschichten auch nicht neu zu entstehen pflegen. Durch die „Erlösung“ (S. 94) hören solche Erscheinungen oft auf, noch öfter durch Wegzug der Bewohner, den Tod der „Geisterseher“, oder den Verkauf der verrufenen Gebäude. In sehr vielen Fällen sind die Geistererscheinungen als Betrug, als Verabredung zu selbstsüchtigen Zwecken, als boshafte Streiche u. dergl. nachgewiesen worden; alle übrigen Fälle halten wir entweder für Legenden oder für Halluzinationen.

Für die letztere Überzeugung spricht namentlich der Umstand, daß die Gespenster, wenn nicht in Leichentüchern, stets in einer Kleidung erscheinen, die sie im Leben trugen, ja sogar mit Geräten, z. B. lächerlicher Weise mit der Tabakspfeife im Munde, — natürlich, weil der „Seher“ sie sich so vorstellt. Kann man den Tod, Riesen und Drachen, Engel und Teufel, die es nicht giebt oder bloß in Dogmen giebt, zu sehen glauben, so wäre nicht zu begreifen, warum dies mit verstorbenen Personen nicht auch der Fall sein sollte.

Der Glaube an Erscheinungen bestimmter Geister ist indessen, so sehr es ihm auch an ethischer Tiefe fehlt, noch harmlos im Vergleiche mit der Erscheinung der Poltergeister. Soweit diese nicht mit den weiterhin zu erwähnenden oft gutmütigen Kobolden zusammenfallen, sondern bloß in dem schon erwähnten zwecklosen Lärm und boshaften Beschädigungen bestehen, fällt das nicht unangenehme „Gruseln“, das man bei den einfachen Gespenstergeschichten empfindet, weg und macht einer gerechten Empörung Platz. Die Erzählungen von solchem scheußlichen Spuk in Häusern sind verhältnismäßig selten. Die bekanntesten Beispiele sind der Spuk im Hause des Advokaten Joller zu Stans in der Schweiz (1861) und derjenige in Resau bei Berlin (1890). Ihre Ursachen sind nicht hinlänglich aufgeklärt. Wenn man aber den Charakter dieser ekelhaften Skandale näher betrachtet, so ist die Ansicht wohl nicht ungerechtfertigt, daß man es

im Anfange solcher Erscheinungen mit boshaften Streichen mißgünstiger Menschen zu thun hat. Setzen sich nun solche Niederträchtigkeiten hartnäckig fort, so ist es sehr begreiflich, daß die geängstigten Bewohner in einen Zustand der Aufregung geraten, der sie für Halluzinationen der verwegensten Art empfänglich macht, wovon schließlich die abenteuerlichsten Übertreibungen und Ausmalungen durch die geschäftige Fama besorgt werden. Auch dieser widerlichste aller Spuke endet stets mit dem Wechsel der Hausbewohner! Schon dies zeigt, daß dabei „Geister", wie die Spiritisten mit dem Volksaberglauben meinen, nichts zu thun haben.

---

5. Die Geisterversammlungen.

Haben nun alle Erscheinungen einzelner Geister einen beschränkten und kleinlichen, und die Spukerei, die man Geistern ohne bestimmte Art und Zahl zuschreibt, einen in das Gebiet des Strafgesetzes gehörenden Charakter, so stehen diesen „Geschichten" die „Geisterversammlungen", welche der Volksaberglaube mit der Volkssage teilt, als mächtig ergreifende Bilder mit geradezu imposantem Hintergrunde gegenüber. Es sind Bilder des erhabenen Sternhimmels, welche zwar im Volksaberglauben, je nach dem Charakter der Gegend, in der sie spielen, eine mehr oder weniger abgeschwächte Gestalt erhalten haben, in der man aber noch leicht den ursprünglichen Sinn erkennt, wenn man will.

Die Grundlage dieser Bedeutung der Geisterversammlungen erblicken wir in dem Volksglauben, daß die Gestirne die Seelen oder die Wohnsitze der verstorbenen Menschen

sind. Schon die allereinfachsten Geister der Sage, die spukenden Gespenster, haben ihre Kennzeichen von den Sternen entlehnt. Die Sterne leuchten, sind feurig, daher feuerfarbig, in roten Gewändern. So spuken auch die einst menschlichen Gespenster mit Vorliebe in feuriger Gestalt, als Irrlichter und Irrwische, Feuergeister oder „feurige Männer" (oben S. 94).

Der Himmel ist in vielen Sagen ein Garten mit wundervollen Bäumen und Blumen; so ist er auch oft eine Wiese. An mehreren Orten sah man mitternachts zwölf Geister mähen. Wetzten sie ihre Sensen, so flogen die Funken davon. Andere Geister hacken, klopfen oder arbeiten sonstwie.

Kulturgeschichtlich wichtiger wird die Geistersage, wenn die als Geister wandelnden Sterne sich um einen Mittelpunkt scharen. Dieser kann kein anderer sein als der Himmelsgott bei den Germanen, in skandinavischer Form Odhinn, in niederdeutscher Wodan, in oberdeutscher Wuotan. Sein eines Auge ist die Sonne, weil sein anderes, der Mond, untergegangen, oder auch umgekehrt; sein breiter Hut bedeutet die den Himmel bedeckenden Wolken, sein gefleckter Mantel den Wolken- oder Sternenhimmel. Weil sein Auge beständig wandert, muß auch er wandern. Bald geschieht dies zu Fuß, bald reitet er sein achtfüßiges Pferd, den Sleipner. An vielen Orten will man noch in jüngster Zeit einen einsamen Wanderer (oder auch mehrere) von riesiger Größe mit großem Schlapphut, in blauer Jacke oder mit einem Auge nachts gesehen haben. In christlicher Zeit wurde Wuotans Name vielfach vergessen, und man ließ statt seiner den ewigen Juden, den flüchtigen Pilatus, den heiligen Martin oder Nikolaus herumziehen und in den Häusern einkehren, und die Sage ging namentlich mit Bezug auf diese Heiligen in die Volksgebräuche an den Festtagen derselben über. An der Stelle des einen Reiters erscheinen auch mehrere, welche als „Räuber" bezeichnet werden und

ihren Pferden die Hufe verkehrt aufgeschlagen haben, damit die Richtung ihres Rittes nicht entdeckt werde. Ein weißes Tuch oder der Tag verscheucht sie, weil sie eben die Sterne mit ihrem dem Volke unbekannten Laufe sind.

Glänzender als auf einsamer Wanderung erscheint Wuotan mit dem Gefolge der wilden Jagd oder des wütenden (d. h. Wuotans) Heeres. Sein Gefolge bilden die einem gewaltsamen Tode Erlegenen, zu welchen seit christlicher Zeit noch die ungetauft gestorbenen Kinder kommen, dann Jene, welche aus sträflicher Neugierde oder Leichtfertigkeit die kirchlichen Gebote mißachteten und für die Erde verschollen bleiben. Wo sein Name vergessen ist, muß er umgehen, weil er einst in die Sonne geschossen habe (womit die Sage vom wilden Jäger in die vom Freischützen übergeht).

In Niedersachsen wird die Rolle des wilden Jägers dem braunschweigischen Oberjägermeister von Hackelnberg aus dem 16. Jahrhundert zugeteilt. Derselbe habe einst geträumt, einen wilden Eber zu erlegen, bald darauf das Tier getroffen, erlegt und aus Freude darüber so mit dem Fuße gestoßen, daß der Hauer ihn tötlich verwundete. Seither fahre er durch den Thüringerwald, den Harz und andere Berge, ihm voran eine Eule. Wer dem Zuge begegne, werfe sich still auf das Gesicht, bis das Hundegebell, das Peitschen und der Eulenruf über ihn hinaus sei.

Merkwürdig ist, daß im Odenwalde in den Jahren 1742 bis 1763 mehrmals gerichtliche Protokolle über Aussagen von Leuten aufgenommen wurden, welche Erscheinungen nach Art der wilden Jagd gehört oder gesehen haben wollten.

In Verbindung mit der wilden Jagd oder statt ihrer kommt auch oft die Geisterkutsche oder der Teufelswagen (das Sternbild des Großen Bären heißt angelsächsisch Wodanswagen) in den Bereich der mit dem Erblicken überirdischer Dinge Begnadeten. Nach einer westfälischen Sage

fährt mittags oder mitternachts durch den „Königsweg" (zwischen Iserlohn und Soest) eine glühende Kutsche, mit sechs Bären bespannt, und verschwindet im Westen.

Sind auch in den Sagen von der wilden Jagd die Sterne meist durch Wolken verdunkelt oder durch das Gebrause des Sturmes (der aus dem erwähnten Lärmen vernehmbar ist) in den Hintergrund gedrängt, so vermögen sie doch hindurch zu glänzen, namentlich aber in folgender Schweizersage: Wenn am Himmel sich Wolken auftürmen, so fahren aus den Trümmern der Burg Reifenstein (Kanton Basel-Land) hoch zum Sternenzelt Fräulein und Ritter in feurigen Wagen. Da glänzt und glitzert und funkelt Alles wie Edelgestein. Eine Zeit lang umfahren sie rings das Himmelsgewölbe und kehren dann wieder in die Burgruine zurück. — Da nun die Verknüpfung zwischen den Sternen und den Seelen der Menschen alt ist, so ist es sehr einfach, daß die früher verehrten Sterne nach dem Aufhören dieser Verehrung sich ganz in die Bilder der Seelen, d. h. in Geister und Gespenster verwandelten, als welche sie in der Volkssage fortleben. Wie man dazu gekommen wäre, solche Geisterversammlungen, die wir in folgendem noch stark zu vermehren im Falle sind, ohne Begründung durch früher allgemeine religiöse Vorstellungen, überall zu erdichten, und zwar überall auf ähnliche Weise, ist nicht einzusehen.

Die Sagen von nächtlichem Geistertreiben sind namentlich reich an Zügen, die den gemeinsamen Namen des Nachtvolkes tragen. Mein Großvater erzählte meinem Vater in dessen Kindheit, wer sich in gewissen Nächten an Kreuzwegen, „wo Braut und Bahre (Leben und Tod) vorbei müssen", hinstellte, konnte die Musik des Nachtvolkes hören und lernen. Er durfte jedoch keinen Laut von sich geben, komme was da wolle. Einst wagte dies Einer und sah die seltsamsten Gestalten, auch Vater, Mutter und Geschwister vorbeiziehen. Hinten nach wankte ein alter

lahmer Geiger; als sich aber der Zuschauer über diesen eine höhnende Bemerkung erlaubte, erhielt er einen Schlag mit der Geige und alles verschwand.

Weniger humoristisch lauten die Sagen von einem anderen Nachtvolk, das aus geisterhaften Sennen und ebensolchen Kühen u. a. Vieh besteht, welche nachts durch die Alpen ziehen, besonders nachdem selbe vom wirklichen Vieh verlassen sind, in den Sennhütten Halt machen, Feuer anzünden, schlachten, kochen, Käse bereiten, essen und trinken wie die lebendigen, was bisweilen von den Sennen gehört und gesehen wird, welche zurückgeblieben oder noch einmal in die Alp aufgestiegen sind, um Vergessenes zu holen oder sonst etwas zu besorgen. Oft kennen die Geisterhaften den Lauschenden beim Namen und fordern ihn auf, mit ihnen „Schotte" (Molken) zu essen. Derselbe hütet sich aber in den meisten Fällen, von der Einladung Gebrauch zu machen.

Die Bezeichnung „Nachtvolk" hat aber noch eine dritte Bedeutung. Wie auf den Bergen, giebt es nämlich auch im Thale ein Nachtvolk. Dasselbe besteht in langen Processionen von lauter Verstorbenen, welche nachts meilenweit durch das ganze Land ziehen. Es ist dieselbe Erscheinung, welche in der Lenorensage spukt:

Und näher kam ein Leichenzug,
Der Sarg und Totenbahre trug;
Ihr Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

Zunächst verwandt mit der schauerlichen Totenprocession ist der Totengottesdienst. An unzähligen Orten hält nach dem Volksglauben nachts ein verstorbener Pfarrer den Toten seiner Gemeinde Messe oder Predigt. Kommen aber am Morgen auf den Klang der Glocken die Lebenden in die Kirche, so kehren die gespenstigen Besucher derselben in ihre Gräber zurück. Wer ein Totenbein auf die linke Achsel

nimmt und rückwärts in die Kirche geht, kann die Toten in derselben wahrnehmen.

Aber nicht nur in der Kirche versammeln sich die Toten; sie haben auch weltlichere Neigungen. Man erzählt von Burgruinen, die sich zu Zeiten mit ihren einstigen Bewohnern füllen, welche dann, in der Tracht ihrer Zeit, die Festlichkeiten und Gelage derselben wiederholen, — von zerstörten Dörfern, die in gewissen Nächten wieder dastehen und deren von den Toten erstehende Bewohner Hochzeiten feiern. In Rathäusern versammeln sich nachts die verstorbenen Ratsherren u. s. w.

Die höchste poetische Ausbildung aber erhielt die Vorstellung von Geisterversammlungen durch die Sage von der nächtlichen Entführung der Geliebten durch den toten Liebenden. Dieser ist Wuotan, sie die Fürstin des Sternenheeres, welche der Himmelsgott mit seinem von Wolken gebildeten Hut und Mantel einhüllt und entführt, oder auch die Erde, welche er in Nebel begräbt. Der genannte Sagenzug begegnet uns zuerst in der alten Edda, dieser „Urgroßmutter" nordischer Poesie.

Seitdem ertönt nun diese Sage mit unzähligen Abänderungen in Volksliedern und Volkssagen, im düstern, nebeligen Norden, in Island, dessen Sagenwelt wohl der Edda aus naheliegenden Gründen am nächsten steht, wie in unseren Landen, in denen sie Bürgers „Lenore" volkstümlich gemacht hat.

Die Volkssage erfüllt aber das Maß des Schauerlichen, Grauenhaften und Dämonischen, indem sie von nächtlichen Tänzen der Verstorbenen auf dem Friedhofe fabelt, wie es eine bekannte Ballade Goethe's markerschütternd malt, was aber bei ruhigerer Betrachtung an den Tanz der Gestirne am Himmelszelt erinnert.

Eine weitere Gruppe von Geistersagen läßt die Seelen der schuldlos Hingerichteten zum Schutze Jener, die für

sie beten, auferstehen und für sie kämpfen. So erzählt man von einem Richter in Bellinzona, den, als er nachts zu Pferde heimkehrte, seine Feinde beseitigen wollten, sich aber jedesmal einer überlegenen Zahl von Reitern gegenüber sahen, die ihn umgaben, die er aber nicht bemerkte; auch sie waren die Geister schuldlos Verurteilter. Aber auch ohne diese Eigenschaften zu besitzen, stehen die Toten in der Volkssage häufig auf, um sich an Kämpfen zu beteiligen. In bedrohten Städten haben sich nach manchen Sagen die Toten erhoben und die Feinde in die Flucht geschlagen. Und wie in der Edda die Geister der auf dem Schlachtfelde Gefallenen, die Einherier, in Walhall miteinander kämpfen, so kennt auch die deutsche Volkssage gespenstige Krieger, die einander nachts Schlachten liefern. Oft sind es die in einer wirklichen Schlacht Gefallenen, die dann aufstehen, oder es handelt sich darum, eine Schlacht der Zukunft zu schlagen. In einem hohlen Berge erwarten die toten Krieger die Stunde des Kampfes, wie die Sterne hinter den Bergen ihren Aufgang, und wenn sie gekommen, diese Stunde, so ziehen sie, dem toten, aber (als Sonnenheld) auferstehenden Herrscher folgend, aus dem Kyffhäuser oder Untersberg (bei Salzburg); der Kaiser (ursprünglich Wuotan) hängt sein Schild an einen dürren Baum, der auf dem Schlachtfelde steht, aber durch sein erneutes Grünen die Zeit des Kampfes anzeigt, und es hebt eine Schlacht an, wie man noch keine gesehen, eine Götterdämmerung der Menschen. Manche Sagen lassen, an die „Ragnarök“ der Edda anknüpfend, an der Stelle Odhin's und Thor's den Propheten Elias gegen den „Antichrist“ ringen und darauf die Welt untergehen; andere lassen einen greisen Kaiser durch seinen Sieg eine Zeit glücklichen Friedens und die Wiedergeburt des Deutschen Reiches erkämpfen. Hat nicht etwa das tiefe Gemüt des deutschen Volkes in seiner Sage mit letzterer Wendung das Rechte getroffen?

Dem männlichen Prinzip, welches wir in der Gestalt des Himmelsgottes Wodan in der Geistersage auf so mannigfache Weise hervortreten sahen, stand auch bei den alten Deutschen das weibliche als Erdgöttin gegenüber. Wie aus dem Himmel mehrere Götter, so haben sich aus ihr mehrere Göttinnen entwickelt. Ihr ältester Name ist Hel (got. Halja, ahd. Hellia, mhd. Helle, nhd. Hölle, von hilan, verhehlen, verbergen); sie ist die verborgene Mutter alles Lebens, zu welcher aber auch alles, was aus ihr hervorging, wieder zurückkehren muß. Als die verschiedenen Eigenschaften der Erde in verschiedenen Gestalten auseinandergingen, blieb sie ausschließlich die Göttin des Todes, der Unterwelt. In der deutschen Volkssage hat diese „Nachtfrau“ den Namen Holle, Holda oder Berchta, in welche Namen (und noch andere) sich das Gebiet der deutschen Sage nach Landschaften ohne feste Grenzen teilt.

Diese Göttin ist die weibliche Ergänzung des gespenstigen Wanderers, des Reiters und wilden Jägers Wuotan. Sie erscheint in Gemäßheit ihres Geschlechtes nur selten als Jägerin, vorzugsweise aber als Spinnerin und hält als solche ihre nächtlichen Umzüge, meist in den Zwölfnächten (oder in den Rauchnächten, s. oben S. 54), belohnt die fleißigen Spinnerinnen und bestraft die faulen. Sie hat als Königin der Nacht oder Mondgöttin ihr glänzendes Gefolge, in welchem die Sterne vermöge ihrer Seelenbedeutung zu herzigen Kindern, „Heimchen“ genannt (je nach der Sage: ungeborenen, ungetauften oder früh gestorbenen), geworden sind; denn die Kinder kommen ja vom Himmel. Daher schreckt man auch ungezogene Kinder mit ihr; denn mit der Zeit ist sie alt und häßlich geworden.

Frau Holle oder Berchta (aber oft auch die wilde Jagd) hat häufig einen Vorboten, den getreuen Eckart (auch Knecht Ruprecht oder Bärtel), welcher die Menschen warnt, dem Zuge nicht in den Weg zu treten (bekannt ist

das von ihm handelnde Goethe'sche Gedicht). Derselbe ist aber auch in Thüringen der Wächter vor dem Berge der „Frau Venus" (oder Vrena), in welcher antikisierten Gestalt die Unterweltgöttin Hel lokalisiert erscheint, dem Hörselberg, den die Sage zu einem Aufenthaltsorte der „armen Seelen" macht (daher volksetymologisch „Hörseelenberg", der Berg, wo man die Seelen klagen hört). In diese Unterwelt lockt Venus irrende Ritter, so namentlich den Tannhäuser, und bringt sie damit ins Verderben. Aber auch andere Gegenden (Schwaben und Schweiz) haben ihre Venusberge und ihren „Tannhuser". An die Stelle des Hörselberges tritt in Schwaben auch der Urselberg, dessen bald weiß, bald schwarz gekleidete, aber nicht verführerische Bewohnerin Ursel oder Urschel heißt und reiche Schätze besitzt. An anderen Orten erkaltet sie völlig zur Eisfrau.

In geschichtlicher Zeit schlug die alte Göttin als „weiße" oder „schwarze" Frau ihren Wohnsitz in Schlössern verschiedener fürstlicher Geschlechter auf und verband somit das Herumziehen Holdas und Berchtas und das Ansässigsein der Burgfrau in einer Person. Ihr nächtliches und gespenstisches Wesen und ihr prophetisches Erscheinen kann ihre Abkunft nicht verleugnen, und dies umsoweniger, als sie oft spinnend gesehen wird oder Schätze hütet. Völlig die alte Todesgöttin Hel, nur entstellt und historisiert, ist die in manchen Gegenden von den Gläubigen gesehene schauerliche Todin, die Frau des Todes, welche in Zeiten der Seuche, nachts durch das Land ziehend, die Leute, die ihr Mann mit der Sense niedermäht, mit Rechen oder Besen zusammenkehrt.

Vervielfältigt, und zwar zuerst zu der heiligen Zahl drei, ist die „Nachtfrau" in den spinnenden Nornen, die im Märchen zu drei Schwestern oder drei Spinnerinnen abgeschwächt sind und die drei Gestalten des sichtbaren Mondes bedeuten (z. B. Ein-, Zwei- und Dreiäuglein).

Wenn man in der Schweiz von einer mitternachts erscheinenden Spinnerin fabelt, welche auf silbernem Rade goldenen Flachs spinnt, so kann ihre Herkunft nicht zweifelhaft sein, ebensowenig diejenige von drei verwünschten Burgfräulein, welche weiß (Tag), halb schwarz (Dämmerung) und ganz schwarz (Nacht) sind, Schätze (die Sterne) bewachen und dabei spinnen oder waschen.

Noch weiter vervielfältigt ist die Nachtfrau in den sich nächtlich auf den Bergen versammelnden Hexen, deren ursprüngliche, mit der Zeit entstellte und verhäßlichte Sternennatur in ihrem Fliegen durch die Luft fortlebt. Es fehlt aber in den Sagen auch nicht an Erscheinungen und Versammlungen schöner Frauen in weißen oder blauen Gewändern, die über Gold verfügen; es sind die auch in deutsches Gebiet hereinragenden keltisch-wendischen Feen (fata, Schicksalswesen).

Der Himmel ist aber nicht nur eine Wiese, auf welcher die als Tiere gedachten Sterne weiden, nicht nur ein Wald, durch den sie mit den Wolken als wildes Heer hinziehen, sondern auch ein unendliches Meer, in welchem sie als Schiffe, Fische, Seeschlangen und Nixen umherschwimmen, wozu auch kommt, daß sie in Küstengegenden aus der blauen Flut empor- und in dieselbe niederzutauchen scheinen. Wie zu Fuß im Geisterleichenzuge, wie zu Pferd in der wilden Jagd, wie zu Wagen in der Geisterkutsche, fahren die abgeschiedenen Seelen zu Schiff durch die Himmelsfluten. Schiffer- und Fischerleute sehen in ihren Märchenphantasien daher die Toten gern auf Fahrzeugen über Flüsse, Seen und Meerengen setzen. Odhin führt die Gefallenen der Brawallaschlacht auf goldenem Schiffe nach Walhall. In der Götterdämmerung wird das aus Nägeln der Toten gezimmerte Schiff Naglfari flott. Die Zwerge verlassen zu Schiffe die undankbaren Menschen. Vielleicht wirkte auch die klassische Überfahrt der Schatten durch Charon über den

Styx auf die Vorstellung der alten (schon von Claudianus und Prokopius erwähnten) deutschen Sage ein, daß die Toten nach dem „Engellande", wie man Britannien in doppelsinniger Deutung bezeichnete, übergefahren werden. Nach mancher Sage weckt ein gespenstiger Mönch den Schiffer, giebt ihm den Fährlohn und verlangt über den Strom gesetzt zu werden. Der Nachen füllt sich so, daß der Fährmann kaum Platz findet; er fährt, landet, wird wie im Sturm zurückgeworfen und findet neue Ladung. Eine andere Sage erzählt: Um die Mittagsstunde, da der Schiffer eben zu Tische sitzt, ruft ihn ein Fremder in Holländertracht ab und verhandelt mit ihm über die Überfahrt von Seelen nach „Britinia", der „weißen Insel". Der Holländer bezahlt in lauter kleinen Silberpfennigen, und gegen Mitternacht, wenn der Mond aus den Wolken tritt, bemerkt der Schiffer, daß das Boot sich anfüllt, ohne daß er etwas anderes als nebelhaftes Gewirre sieht oder etwas anderes hört als leises Zirpen und Knistern, und bis auf Handbreite ins Wasser sinkt. Endlich landet er an der „weißen Insel", wo der Holländer schon wartet und die Fahrgäste mit Namen aufruft, während das Schiff immer leichter wird. Als es leer ist, fährt der Schiffer wieder nach Hause. Es ist wohl möglich, daß dieser Holländer mit der Zeit als „fliegender Holländer" zum Eigner des schauerlichen Geisterschiffes geworden ist, dessen übrige Erklärungen allzu modern sind, um hier berücksichtigt zu werden.

Ausführlicher sind diese Sagenzüge in des Verfassers Buch „die deutsche Volkssage" (Wien 1879) dargestellt; diese kurze Zusammenfassung aber möge die Leser entscheiden lassen, woraus die Geistersagen entstanden sind, ob aus dem krankhaften Geisteraberglauben, der im Spiritismus und verwandten Richtungen fortlebt, oder aber aus kerngesunder, echt volkstümlicher Beobachtung des gotterfüllten herrlichen Sternhimmels!

6. Die Dämonen.

Zwischen den Göttern und den verstorbenen Menschen, welche sich in den Geisterversammlungen einträchtig zusammenfinden, wie eben die scheinbar großen, leuchtenden und die scheinbar kleinen, bloß flimmernden Sterne auch, stehen in der Mitte die Dämonen, die aber ebenfalls mit den Sternen verwandt sind.

Der Glaube an Geister oder Dämonen, die niemals den Leib von Menschen bewohnt haben, ist ebenso weit verbreitet, wie der an das Fortleben der Menschenseelen auf der Erde und innig mit demselben verknüpft. Gleichwie von diesen, ist auch von jenen alles, Erde, Luft und Wasser, angefüllt. Die Australier haben besondere Namen für die bedeutendsten dieser Geister, deren einziges Geschäft ist, die Menschen zu quälen oder sie gar zu überfallen und zu töten, ja sogar zu fressen. Die meiste Zeit dieser Leute ist der Abwehr solcher Geister gewidmet. Die Battaker auf Sumatra bekämpfen ihre zahllosen Wald-, Baum-, Berg-, Fluß-, See- und Erdgeister durch Beschwörungen und Zauberformeln. Die guten Geister der Malaien beschützen Häuser, Dörfer, Felder, Bäume, Berge, Quellen und die einzelnen Menschen und leben in stetem Kampfe mit den bösen Geistern. Zu hause gestorbene oder begrabene Menschen werden zu guten, in der Fremde gestorbene und unbegrabene zu bösen Geistern. Die letzteren überwältigen Frauen, werfen (auf Java) Steine, bespeien die Kleider und treiben sonst allerlei Schabernack. Auch die Krankheiten sind ihr Werk. Sie nehmen bei den oceanischen Stämmen die Gestalt von Tieren, Pflanzen oder Steinen an, die dann ihre Kanoes heißen und in denen sie Verehrung genießen. Jeder Samoaner z. B. wählt sich ein Tier, in dem er seinen Schutzgeist vermutet; andere Poly-

nesier wählen Bäume zu diesem Zwecke. Die Tehuelchen und Araukaner in Südamerika haben benannte Oberdämonen, welche Bäume fällen, Menschen töten und Krankheiten verursachen. Die Eskimos fürchten besonders die unterirdischen Küstengeister, die in Kajaks fahren und die, wenn böse, den Menschen aus diesem Fahrzeug in die Tiefe ziehen, während die guten ihn schützen und ihm jagen und fischen helfen.

Bei den Chinesen nehmen die Geister (Shin), die unter dem höchsten Wesen, dem Himmel (Thjan) stehen, alle Verehrung in Anspruch, die nach diesem noch übrig bleibt. Alle sind in gewissen Dingen vorhanden, die als ihre Körper gelten, können aber auch in den verschiedensten Formen auftreten. Schädlich wirken können sie nur, wenn es der Himmel zugiebt. Zu diesen Geistern gehören Sonne, Mond, Sterne, die Erde, Berge, Wälder, Thäler, Flüsse, Quellen, Brunnen, sowie die Schutzgeister des Hauses und seiner Teile. In Japan teilen die guten Geister (Kami) eine ähnliche Stellung mit Fabelgeschöpfen, an deren Spitze der Drache steht.

Nach dem indischen Volksglauben hausten schöne Nixen oder Feen, Apsaras, im Hochgebirge, an Flüssen, im Meere und erlustigten sich an Tanz, Gesang und Glöckchenspiel. Ihre dämonischen Begleiter, Liebhaber und Gatten, die Gandharvas, verlockten menschliche Frauen ebenso, wie jene die Männer. Gefürchteter aber waren die Schlangengeister oder Nagas, Feinde der Götter und Menschen. Voll von Geistern sind die beiden Reiche des Guten und Bösen bei den alten Persern. Den genannten indischen Geistern entsprechen unter den bösen, den Daëvas untergeordnet, die Drudschas, weibliche Unholde des Schlafes und der Wollust, und die Pairikas, welche durch ihre dämonische Schönheit Männer berückten, aber auch Mißwachs und Krankheiten verursachten und Laster beförderten.

Die Hellenen hatten ihre Flußgötter, Naiaden, Nereiden, Telchinen, Seirenen im feuchten, ihre Kureten, Korybanten,

Daktylen und Kabeiren, ihre Oreaden, Dryaden, Satyren, Seilene und Kentauren im trockenen Element. Die Römer kannten Faune, Sylvane, Nymphen und Fortunen als vielgestaltige Geisterwesen, welchen die Feen und Elfen der Kelten in heiterm, die Zwerge, Kobolde, Nixen, Waldleutchen, Riesen der Germanen in ernsterm Gewande gegenüberstehen. Diese Dämonen gehören zwar mehr der Volkssage als dem Volksaberglauben an, sind jedoch auch diesem nicht fremd, wenn schon heute ziemlich in Vergessenheit geraten.*)

Wie schon bemerkt, wird der Himmel mit einem Meere verglichen. Die sich im Wasser (auch in Seen und Flüssen) spiegelnden Sterne oder die weißschäumenden Wellen werden zu den Wasserdämonen, den Nixen. Sie sind in Deutschland von Menschengestalt, anderwärts mit Fischschweif, sehr schön (ihre Männer, die Wassermänner, aber häßlich), wohnen unter dem Wasser in krystallenen Palästen, besuchen oft die Menschen, singen spielen und tanzen, lieben schöne Jünglinge und ziehen diese entweder mit sich in die Tiefe oder werden von ihren Vätern wegen dieser Liebe getötet, worauf sich das Wasser blutig färbt. Die hinter den Bergen auf- und untergehenden Sterne oder die in denselben vermuteten Schätze werden zu Zwergen, kleinen, häßlichen, bärtigen Leutchen, welche bald die Menschen hassen, bald als Kobolde ihnen dienen, aber auch in den Häusern Schabernack treiben, große Schätze besitzen, sich aber längst, von den Menschen beleidigt, in ihre Höhlen zurückgezogen haben. Zu Riesen werden die gewaltigen Naturmächte, Sturm, Schnee, Eis, Bergstürze; sie sind groß, ungeschlacht und einfältig, aber gefährlich. Die Geister der Pflanzenwelt erscheinen als Holz- und Waldweibchen, Korndämonen u. s. w., erstere schwächlich und hilfebedürftig (Seelen der Bäume), letztere

*) Ausführlich handelt von ihnen des Verfassers Buch „Die deutsche Volkssage“, 2. Aufl. Wien 1879.

meist boshaft, dem Getreide schädlich und oft in Tiergestalt. Mehr aber weiß der Volksaberglaube von weiteren Dämonen, die einen weit unheimlichern Charakter besitzen als die genannten Wesen, deren Charakter immerhin von Romantik umwoben ist. Diese Dämonen, welche mit der Zeit den Vorzug vor dem anziehendern Volke der Märchen erhalten haben, sind durchweg grausam und tückisch und zudem keine übermenschlichen Wesen wie die genannten, sondern zu Dämonen gewordene Menschen. Am weitesten verbreitet sind unter ihnen die Alpe, Truden oder Maren, dämonische Personen, welche von der Sucht besessen sind, die Menschen im Schlafe zu drücken und zu beängstigen, auch wohl Tiere nachts zu quälen, namentlich Pferde aus dem Stalle zu holen und bis zur Erschöpfung zu reiten. Nach niederländischem Volksglauben muß die schönste von sieben Töchtern Nachtmare werden. Gefangen wird dieser Mensch-Dämon, wenn man das Ast- oder Schlüsselloch, durch welches er gekommen, verstopft, worauf er dann oft, wenn es ein schönes Mädchen war, den gedrückten jungen Burschen heiratet, aber sobald das gedachte Loch wieder geöffnet wird, nach „Engelland" (d. h. dem Lande der Geister) entflieht.

In den osteuropäischen Ländern tritt an die Stelle der oft sehr liebenswürdigen Nachtmare der blutdürstige Vampyr, ein im Grabe liegender Mensch, der nachts aufsteht und den Leuten das Blut aussaugt, dabei frisch und rot bleibt und erst unschädlich wird, wenn man ihm einen Nagel durch den Kopf oder einen Pfahl durch das Herz treibt oder den Kopf mit einem Grabscheit abschneidet. Bei den Mohammedanern, die ebenfalls reich an Geistern (Dschins) sind, spukt der Vampyr in weiblicher Gestalt als Gule. Verwandt mit diesem Scheusal ist der Werwolf, ein nach einer alten, allgemein indogermanischen Sage in einen Wolf verwandelter Mensch, der andere Menschen gleich einem wirklichen Wolfe anfällt und verzehrt; im Mittelalter und

noch später wurden Wahnsinnige, die sich für Werwölfe hielten, dem Scheiterhaufen überantwortet. Statt des Wolfes wird der Unselige in Abessinien eine Hyäne, in Ostindien ein Tiger u. s. w. Die Frisen glauben, ähnlich der erwähnten niederländischen Sage, daß von sieben Söhnen der jüngste ein Werwolf werde.

In diesen schauerlichen Gestalten, den Truden, Vampyren und Werwölfen, drückt sich das Gefühl der Scheu vor dem Tode und vor beängstigenden Zuständen aus, indem es sich mit mythologischen Vorstellungen vermengt, die als Verwandlungen von Menschen in Tiere, Wiederbelebungen von Toten und nächtlichem Geisterspuk aller Art in den Sagenkreisen aller Völker eine Rolle spielen.

Zu diesen Vorstellungen gehört auch der Glaube an den furchtbarsten aller Dämonen von jeher und überall, an den Teufel. Derselbe ist vielfach an die Stelle der heidnischen Götter und der Riesen getreten und in gewissen Kreisen, die der Religion zu dienen meinen, in Wirklichkeit aber sie verunehren und nur dem Aberglauben Vorschub leisten, neuerdings wieder förmlich Mode geworden, besonders seit der Reaktionszeit von 1850. Mit Feuereifer wurde damals der Teufelsglaube in Taufformeln und Katechismen wieder hergestellt; in Büchern und Zeitschriften wurde für ihn gewirkt, und es fehlte nicht viel, daß gewisse Parteien zum Standpunkte des Hexenhammers oder des altpersischen Dualismus von Ormuzd und Ahriman zurückkehrten. Ja, noch in den achtziger Jahren erschienen Schriften von — Predigern, welche den Teufels- und Hexenglauben und einen ganzen weitern Wust von Aberglauben verteidigten.*)

---

*) Näheres s. Teufels- und Hexenglaube. S. 150 ff.



Dritter Abschnitt.

Das Zauberwesen.

1. Die zaubernden Personen.



Den bisher dargestellten Lehren des Aberglaubens, sowohl den im ersten Abschnitte behandelten aus dem Gebiete der Körperwelt, als denjenigen aus der Seelen- und Geisterwelt, welche den Inhalt des zweiten Abschnittes bildete, steht als Kultus oder Gottesdienst (vielmehr Dämonendienst) des Aberglaubens die Zauberei gegenüber. Der Zweck der Zauberei ist, Menschen zu Göttern zu erheben, d. h. allmächtig zu machen. Freilich ist der moderne Spiritismus darüber schon hinaus, da er in seiner „Bescheidenheit" die Menschenseelen bereits mit Gott identifiziert*), allerdings nicht ohne Sophistik, aber ohne sich zu äußern, ob dies auch von den Seelen der Verbrecher und Blödsinnigen gelte, in welchem Falle diese Ansicht nicht mehr weit vom Blasphemie entfernt wäre.

Die Priester jenes Kultus, die Zauberer, sind schon bei allen Naturvölkern im wesentlichen dieselben, gleichviel welchen Namen sie führen**) und welche Mittel sie anwenden.

*) Hans Arnold, der Adept (im näml. Verlage 1892), S. 198 ff., 208 u. s. w.

**) S. hierüber: der Teufels- und Hexenglaube S. 8—11.

Die Hauptsache bei ihnen ist, daß sie vom Volke als Wettermacher, Wunderärzte, Geisterseher, Entdecker von Verbrechen und Verhinderer angeblichen unberechtigten Zaubers unberufener Personen anerkannt werden. Gemeinsam ist ihnen auch ein phantastischer Aufputz, der sich nur nach Klima und Produkten des Landes verschieden gestaltet, Bemalung des Körpers und Umgebung mit Tieren, besonders Schlangen.

Bei den Negern sind die Zauberer vorzugsweise zugleich die Herren, Ausleger und Diener der Fetische. Als Priester eines Fetisches, und wenn dieser nur ein Stein oder Stück Holz wäre, weist man sich an der Goldküste durch Hungern und tolles Springen aus und wird dann von einem ältern Zauberer unterrichtet. Unter den Kaffern dagegen ist die Würde erblich, und zwar in der Regel vom Großvater auf den Enkel, der sich in der Einsamkeit auf dieselbe vorbereitet. Der Negerzauberer vernichtet den Feind schon vor dem Kriege, kundschaftet jede Botschaft aus, weiß den Ausgang jedes Handels, jedes Raubzuges, jeder Freiung u. s. w. voraus. Er vermittelt Rache an den Feinden, macht diese in der Ferne tot ꝛc. Er beschnüffelt die Leute seines Kraals, um den Urheber einer Krankheit oder anderer Übel ausfindig zu machen, unter tollen Geberden, und das von ihm bezeichnete Opfer dieses „Hexenprozesses“ wird oft ohne Erbarmen zutode gemartert. Ist Jemand oder ein Vieh krank, so gehen die Angehörigen oder Besitzer zu dem Wunderarzte, dem sie aber nicht sagen, um was es sich handelt. Errät er es durch schlaue Fragen, so steigt sein Ruf desto höher. Der „Regenmacher“ weiß, wenn nicht sofort Regen eintritt seine Gläubigen durch allerlei übertriebene Forderungen hinzuhalten; gelingt ihm aber seine Aufgabe schließlich nicht, und ist die Geduld zu Ende, so wird er niedergemacht. Nichts ist bei den Kaffern u. a. dem Christentum so hinderlich wie die Zauberei.

Die australischen Zauberer sind ruhigere Leute als die

afrikanischen. Dem höhern Alter angehörig, sind sie vorzugsweise Ärzte, Besitzer des „Steins der Weisen" und besorgen das Zahnausbrechen, Nasenwanddurchbohren und andere Gebräuche bei der Einweihung von Knaben zu Männern.

In Polynesien giebt es teils einfache Zauberer, teils treiben auch die höheren Priester dieses Geschäft. Beide verstehen sich auf boshafte Bezauberung von Personen und auf Zeichendeuterei.

Die Wildheit der afrikanischen Zauberer kehrt bei den Indianern wieder, ja sie übertreffen jene in Lärm und possenhafter Verkleidung und sind an einigen Orten die reinen Gaukler. Sie behaupten auf wunderbarer Weise wilden Tieren entgangen zu sein. Selten ist ihre Würde erblich. Vielfach herrscht der Glaube an göttliche Inkarnation der Zauberer. — Ihnen sehr ähnlich sind die nordischen Schamanen, denen besonders epileptische Zustände und der Gebrauch einer Zaubertrommel eigen sind.

In Afrika und im Norden giebt es auch Zauberinnen. Ob bei diesen Leuten beider Geschlechter der Betrug alles macht oder teilweise Wahnsinn und Selbsttäuschung mitspielen, ist ungewiß.

Die Zauberei der Chinesen, Chaldäer, Ägypter, Griechen und Römer ist bereits oben (S. 13 ff) behandelt. Nach bald zweitausendjähriger Herrschaft des Christentums ist in Europa der Glaube an Zauberei noch keineswegs erloschen. Die Theologen und Nekromanten des Mittelalters unterschieden zwischen weißer, d. h. nützlicher oder wohlthätiger, und schwarzer, d. h. schädlicher Magie. Heute noch ist dieser Unterschied dem ungebildeten Volke geläufig, doch ohne daß dasselbe hinsichtlich der Personen, welche Zauber ausüben sollen, zwischen denen, die den guten, und denen, die den bösen Zauber bewirken, scharf unterscheidet.

Ausnahmelos böser Zauber wird den Hexen zugeschrieben, bezüglich welcher wir auf unser mehrerwähntes Buch „der

Teufels- und Hexenglaube" verweisen. Seltener als die früher viel verfolgten und leider noch heute vielgeschmähten angeblichen Hexen werden die männlichen Hexenmeister oder Schwarzkünstler genannt. Ihnen wird zwar ein Bund mit dem Teufel angedichtet; aber man glaubt von ihnen nicht immer, daß sie „Hexenfahrten" und „Hexensabbate" mitmachen.

Ihnen stehen seit dem vorigen Jahrhundert im Volksaberglauben die Freimaurer an Ruf beinahe gleich. Das Volk versteht die Zwecke dieses Bundes, welche vorwiegend humanitäre sind, nicht und urteilt über ihn nur mit Rücksicht auf die vielfach unnützer Weise betriebene Geheimniskrämerei der meisten Teile desselben, hinter welcher doch wesentlich nur die Erkennungszeichen stecken. Es wird von den Freimaurern unter anderm gefabelt, daß sie die Bilder derjenigen, die ihre Geheimnisse verraten, durchstechen, worauf diese sterben müssen und daß sie vom Teufel mit Gold beschenkt werden, ihm aber durch das Loos jährlich ein Mitglied überlassen müssen, das er dann zerreiße! Merkwürdiger Weise aber verlautet durchaus nichts von schlimmen Handlungen der Freimaurer gegen Nichtmaurer!

Ähnliches wie von den eben Genannten glaubt das Volk von den Juden; sie behexen Vieh und Menschen, und von ihren Rabbinern wird gefabelt, man müsse sie, wenn man etwas wünsche, um das Gegenteil beten lassen, — dann werde der Wunsch erfüllt! Bekannt ist, daß der Aberglaube an Kindermord durch Juden zu rituellen Zwecken noch immer seine giftigen Blüten treibt. Viel traut man auch den Zigeunern zu. Sie sollen das Feuer und das Gewitter unschädlich machen; dagegen fürchtet man sich vor Vergiftung durch sie. Im Mittelalter hielt man auch die sog. Venetianer für Zauberer; es ist jedoch zweifelhaft, ob damit ursprünglich Bürger der Lagunenstadt gemeint waren.

Eine geheime Heilkraft gegen Krankheiten traut man allgemein den Schäfern zu und preist diese noch heute durch

das Schundbuch „des alten Schäfer Thomas seine (!) Geheim- und Sympathiemittel“ an. Ähnlich ist der Ruf der Schmiede, welchen bei allen Völkern der Erde eine eigenartige, bald geehrte, bald verachtete Stellung eingeräumt wird, — ferner der Jäger und sogar der Wilddiebe, der Scharfrichter und Abdecker, der Hebammen, der Scherenschleifer, Feilenhauer, Seiltänzer und Gaukler. Doch wird von den zuletzt Genannten vielfach auch böser Zauber gefürchtet, und dieser ganz besonders von Gaunern und Landstreichern.

Als Gegner und Banner der Hexen und Beschwörer böser Geister betrachtet man, und zwar auch unter dem protestantischen Volke, die katholischen Geistlichen, namentlich aber die Jesuiten, Kapuziner und Benediktiner. Den protestantischen Geistlichen traut man diese Kraft nicht zu. Offenbar hat der Cölibat in den Augen des Volkes etwas geheimnisvolles, wozu auch der ausschließlich katholische Exorzismus beiträgt.

Aber auch abgesehen von aller Standesbeschränkung wohnt die Zauberkraft, und zwar die der Behexung feindliche, also in den Augen des Aberglaubens gute, gewissen Leuten inne, die das Volk für Zauberer hält. Diese „weisen“ oder „klugen Leute“ und ihre Gläubigen sind viel weiter verbreitet, als man gewöhnlich ahnt. In Zaubersachen glaubt ihnen das Volk weit mehr als dem Pfarrer oder Arzte, und kein Richterspruch macht sein Vertrauen irre. Die Hauptaufgabe dieser Leute ist der Kampf gegen die Hexen, und sie wirken besonders mit unverständlichen Zaubersprüchen und mit dem von den Hexen gefürchteten Kreuzeszeichen, sowie mit Salz, verschiedenen Kräutern und selbst weniger appetitlichen Mitteln. Sie unterrichten in ihrer angeblichen Kunst auch Schüler, zu welchen sich besonders die am Freitag oder Sonntag geborenen und die siebenten Kinder einer Familie eignen. Knaben erlernen die Zauberei bei Frauen und Mädchen bei Männern, die der „Kunst“ mächtig sind. Dank

für den Unterricht ist unstatthaft. Der größte Teil des Wirkens dieser Zauberer besteht in der Heilung von Menschen- und Viehkrankheiten. Wenn auch dieselbe meistens mißlingt, so schadet dies dem Rufe des Zauberers nichts. Dazu kommen: Schutz gegen Unglück aller Art, gegen Gewitterschaden, Feuersbrünste, Mäuse, Ungeziefer, Diebstahl, Feinde, Hilfe beim Backen, Buttern, Weben, Waschen, bei der Bienenzucht, Landwirtschaft, Viehzucht, Jagd, Fischerei, bei der Liebeswerbung u. s. w. Die „Zauberei“ fallen daher vielfach mit den Quacksalbern und Kurpfuschern zusammen, die weiblichen mit den Hebammen. Die Astrologie, die einst auch die gebildete Welt beherrschte, spielt in den Volkskalendern und in der volkstümlichen Zauberei noch immer eine große Rolle, und letzteres gilt auch von geheimnisvollen Zahlen, kabbalistischen Wörtern und Zaubersprüchen. Das Abstoßende an den Volkszauberern ist ihre angebliche Kunst, Feinde ihrer Kunden tot zu beten oder zu singen.

---

2. Die Hilfsmittel der Zauberei.

Zum Zaubern bedarf man günstiger Orte und Zeiten, sowie passender Sprüche und Sachen.

Besonders der Zauberei günstige **Orte** sind im Hause und bei demselben: der Herd, der Ofen, der Ofentopf, der Kesselhaken, die Schwelle, der Thürpfosten, der Zaun, die Dachtraufe, der Dachfirst. In weiterer Entfernung vom Hause spielen eine noch bedeutendere Rolle der Friedhof und noch mehr die Kreuzwege (nicht nur die sich kreuzenden, sondern auch die sich gabelartig teilenden, die Scheidewege). Die Bedeutung der Kreuzwege kommt nicht vom Kreuze, da sie schon heidnisch ist, sondern wohl



von der Ungewißheit des der Gegend Unkundigen, welcher Weg der rechte sei. Auch die Richtung gegen Osten ist für die Zauberei wichtig.

Die Zauberzeiten fallen mit den für den Aberglauben überhaupt bedeutsamen Zeiten (oben S. 51 ff.) zusammen. Ob diese glücklich oder unglücklich sind, ist für die Zauberei entscheidend. Dasselbe gilt von der abergläubischen Bedeutung der Zahlen (oben S. 56).

Die zauberischen Worte und Sprüche würden allein ein ganzes Buch oder gar Bände füllen. Aus der Urzeit des deutschen Volkes besitzen wir die zwei sog. Merseburger Zaubersprüche, durch welche, mit Götternamen an der Spitze, Gliederverrenkungen geheilt und im Kriege die Gefangenen gefesselt, das feindliche Heer aufgehalten und die gefangenen Genossen befreit werden sollten.

Ein alter schwäbischer Spruch behandelt den sog. Wurm am Finger gleich einem lebenden Wurm, was auch in Indien vorkommt, und bespricht ihn mit den Worten: „Gott der Vater fährt gen Acker, er ackert gar wacker, er ackert drei Würm' aus: der ein' war weiß, der ander schwarz, der dritte rot! Hier liegen alle Würme tot!"

Gegen bösen Zauber wird in Ostpreußen der Spruch angewandt: „Zwei böse Augen haben dich verrufen, zwei gute Augen rufen dich zurück."

Diese Sprüche, deren es besondere gegen alle Krankheiten giebt, haben oft noch heidnische Anklänge, z. B. an die drei Nornen, jedoch begleitet von christlichen Elementen. So wird das Blut besprochen mit folgendem: „Des Morgens im Thau'n gingen drei Frau'n, die eine sucht Blut, die andre fand Blut, die dritte sagt: steh' still, Blut!" Meist wird dann die Dreieinigkeitsformel („In Namen Gottes" ꝛc.), das Vaterunser oder Ave Maria beigefügt. An die Stelle dieser merkwürdigen Reste älterer Zeiten sind jedoch sehr oft teils ganz vorchristliche, teils schlecht griechische oder lateinische,

teils rein unverständliche, namentlich an das Hebräische anklingende Sprüche, besonders mit den Namen der Erzengel oder gar der Teufel getreten.

Außer gegen die Krankheiten sollen solche Sprüche auch gegen Diebe, gegen Feuer, gegen Gewitter, zum Vorteil des Backens, Butterns, der Bienen, des Viehs, des Ackers, und der Jagd dienen, ferner: um Liebe zu gewinnen, Schätze zu finden &c.

Der zauberischen Sachen sind eine zahllose Menge, aus der wir nur das wichtigste nennen wollen, ohne die Art ihrer Anwendung zu nennen, die keine festen Regeln kennt und uns zu weit führen würde. Aus der Natur gehören hierher: die Donnerkeile (oben S. 48), die Regenbogenschüsselchen, alte kleine Geldmünzen, die man aber dem Regenbogen zuschrieb, das Regenwasser, der Thau, der Märzschnee, das Feuer, Lichter und Kohlen, Erde, besonders vom Friedhof, Salz, Diamant, Achat, Jaspis und andere edle Steine, die bekannteren Metalle, besonders Gold, Silber, Eisen, Stahl und geschmolzenes Blei, die Magnete, eine Menge Holzarten, Astlöcher der Bäume, Pilze, Farnkraut, viele Wurzeln, besonders die fabelhaften Springwurzeln (oben S. 58), und Alraune (oben S. 27 f.), das Korn, Kümmel, Klee, Wegwarte, Rosmarin, Hollunder und fast alle dem Volke bekannten Pflanzen, die unter geheimnisvollen Verkehrungen geschnittene Wünschelrute, welche Wasser und Schätze entdecken helfen sollte, ferner die meisten der oben (S. 59 ff) genannten und noch viele andere Tiere und Teile von ihnen. Von künstlichen Gegenständen: das Brot, der Kaffeesatz, das Hufeisen, die Axt, das Rad, der Besen, Knoten in Fäden, Schnüren und Seilen, die Leinwand, die Seide, Gläser, Spielkarten, sog. Zauberschüsseln, Zauberspiegel, geerbte Bücher, Siebe, Schlüssel und Ringe, aus deren Bewegung, wenn man sie schwebend hält, geweissagt wird u. s. w. Vom menschlichen Körper werden zum Zauber benutzt: Leichenteile, die Nabelschnur, Menstrual- und anderes Blut, Zähne von Getöteten,

Herzen, Hände und Finger von Kindern, Totengebeine und Schädel, Blut der Hingerichteten, endlich Gegenstände, die mit Leichen im Zusammenhange stehen, wie Sargnägel, Stricke von Gehängten u. s. w. Man hat noch in neuester Zeit bei Hinrichtungen die Leute sich herbeidrängen sehen, um sich Blut zu verschaffen, und es soll vornehme Kreise geben, in welchen der Strick eines Selbstmörders als Talisman gilt. An weiteren Amuletten und Talismanen hat der Aberglaube keinen Mangel. —

3. Die Zauberhandlungen.

Man könnte diese Handlungen in gut- und bösartige und in solche einteilen, die eigentlich keines von beiden sind; dies ist jedoch nicht ausführbar, da alle diese Gruppen sich gegenseitig durchdringen und vermischen. Unter ihnen nimmt der Aberglaube wohl am meisten das Streben, Krankheiten zu heilen, in Anspruch. Der Aberglaube betrachtet dieselben als eine Art böser Geister und behandelt sie sozusagen wie Persönlichkeiten, oft in der Mehrzahl mit mystischen Zahlen z. B. 77 u. 99 Fieber, Gichten u. s. w., was ein auch in Indien vorkommender, also allgemein arischer Zug ist. Natürlich wechseln bei der medizinischen Unwissenheit der Abergläubigen die Namen und die Symptome der Krankheiten, sowie die Mittel gegen dieselben beständig nach Ort, Zeit und Laune der angeblich heilkräftigen Personen. Die Ursache der Krankheiten findet sich stets leicht, meist in Behexung. Die Mittel gegen dieselben bestehen vorwiegend in sympathetischen Kuren, welche man bei den Naturvölkern aller Erdteile

ebenso wie bei dem abergläubigen Teile der Europäer trifft, und welche außerdem gegen Diebstahl und Hexen, zur Verhütung jedes Üebels und zum Schaden von Feinden angewendet werden und meist darin bestehen, daß man einen Gegenstand, der mit dem zu erreichenden Ziele irgend eine Ähnlichkeit, wenn auch nur in Namen hat, bei Krankheiten auflegt, z. B. Haare eines Hundes gegen dessen Biß, Teile vom Krebse gegen Krebsübel, rote Gegenstände gegen Blutungen. In anderen Fällen wird irgend ein Gegenstand vergraben oder verbrannt, und in Folge dessen soll, so meint man, der zu bekämpfende Feind unschädlich gemacht werden.

Die einzelnen Abarten dieses Wahns sind zu mannigfaltig, um auch nur übersichtlich genannt zu werden, und doch ist allen derselbe Charakter des Unsinns gemein. Verwandt damit ist die bei manchen Völkern vorkommende Maßregel, die Krankheit in eine Pflanze oder in ein Tier zu bannen, mit dem der Kranke in Berührung gebracht wird. Auch auf andere Menschen sollen Krankheiten durch Zaubermittel übertragen werden! In allen diesen Fällen aber muß der Kranke an die Wirksamkeit des Mittels glauben, sonst hilft es nicht; er muß auch schweigen, und die heilkräftige Person darf mit ihm nicht verwandt sein, auch nicht Namen und Geschlecht mit ihn gemein haben. Die Behandlung besteht außer den schon genannten Mitteln besonders im Besprechen (auch „Segen"), im Vergraben von Haaren oder Nägeln oder anderen Gegenständen des Kranken, Bestreichen mit einer Totenhand, Kriechen durch gespaltene Bäume, Aufessen der Krankheit, die durch ein in Brot oder Obst gestecktes Papier mit dem Namen des Kranken oder mit Sprüchen vorgestellt wird, in Anwendung von Amuletten u. s. w. Der Gegenstand ist geradezu unerschöpflich.

Langes Leben, Stärke, Mut, Schönheit glaubt man zu erlangen und Gesundheit zu bewahren durch eine Menge von Handlungen oder Unterlassungen, die mit dem

genannten Zwecke in gar keinem vernünftigen Zusammenhange stehen. Die Mittel Liebe zu gewinnen sind bereits (oben S. 71 f.) angedeutet. Durch andere unsinnige Mittel soll man dazu gelangen, Geister zu sehen (oben S. 95 f.), die Gedanken Anderer zu erraten (wenn man ihnen nachtrinkt), sich in Tiere zu verwandeln (besonders durch einen Zauberriemen) und sich unsichtbar zu machen (durch einen sog. Blendstein, durch einen Schlangen- oder Totenkopf mit gewissen Vorrichtungen und viel anderes).

Sehr reich ist der Aberglaube an Mitteln, die Zukunft zu erfahren und sogar zu regeln, was besonders an gewissen Tagen und Nächten möglich ist, z. B. Loosziehen in vielerlei Abarten, Blumenrupfen, Kartenlegen, Kaffeesatz, Blei- und Zinngießen, Stechen und Aufschlagen einer geerbten Bibel, Punktieren u. s. w. Gewahrsagt in dieser Beziehung wird auch aus dem Benehmen von Tieren, aus Träumen, Zauberschüsseln mit Wasser, Krystallen und Zauberspiegeln, in denen man verborgene Dinge erblicken will (in Paris wurde 1868 ein solcher um 25000 Fr. verkauft), aus ererbten Sieben und Schlüsseln ꝛc.

Mit den Mitteln gegen Krankheiten und mit denjenigen zur Ergründung der Zukunft sind nahe verwandt diejenigen, um Diebe und Hexen zu entdecken, diese und Feuer abzuwehren, Leichen von Ertrunkenen aufzufinden u. s. w. Ähnliches wird angewandt, um reich zu werden (z. B. durch die Hecke- oder Wechselthaler, die man vom Teufel oder der Wilden Jagd erhält), beim Spiele und in der Lotterie zu gewinnen, Schätze zu finden, glückliche Jagd zu erlangen, stets sicher zu treffen (wie die „Freischützen mittels Schändung der Hostie), Wetter zu machen und abzuwenden, sich „festzumachen" (oben S. 34 f.), die Tier- und sogar Pflanzensprache zu verstehen u. s. w.

Unter den Mitteln zu diesen Zwecken spielen außer den erwähnten Sprüchen der Zustand der Nacktheit, das Rück-

wärtsgehen, Rückwärtshandeln, Vertauschen und Umkehren von Gegenständen, dreimal um den betr. Gegenstand herumgehen, Schütteln, Tanzen, Springen, Räuchern, Verbrennen, Schießen, sogar Stehlen eine bedeutende Rolle. Besonders wichtig aber ist die Beschwörung der Geister und der Toten durch Zauberkreise, Zaubersprüche u. a.

Eine barbarische Zauberhandlung wurde in älterer Zeit oft ausgeübt, um einem Baue Festigkeit und Dauerhaftigkeit zu verleihen. Nicht nur bei Häusern, Kirchen und Schlössern, auch bei Festungsmauern, Brücken und Stromdämmen wurden in verschiedenen Erdteilen besonders Kinder, aber auch Männer und Frauen und oft Hunde oder Katzen lebend in die Grund- oder Schlußsteine eingemauert oder diese in Menschenblut gebadet. Allerdings beruhen viele dieser Fälle, namentlich in Europa, nur auf Sagen. Vielfach begnügte man sich auch mit dem Vergraben von Menschen- und Tier- (im Heidentum auch Götter-) Bildern (Telesmata) in die Grundmauern der Städte, um diese gegen Unglück zu schützen. Es ist wohl ein Rest jener Rohheit, wenn der Aberglaube noch jetzt behauptet, wer zuerst ein neues Haus betrete, sterbe zuerst darin, daher man in mehreren Gegenden irgend ein Tier zuerst hineinjagt oder ein solches schlachtet und durch ein Haus trägt.

War nun mit Zwecken, die an sich nicht böse sind, oft eine schlimme Handlung verbunden, so ist eine solche um so mehr zu erwarten, wenn es sich um böse Zauberei handelt. Diese steht immer mit dem Teufel in Verbindung, welcher dazu helfen muß, und wird in der Regel durch die Hexen ausgeführt. Doch soll es nach Adolf Wuttke (§ 381) geheime Gesellschaften geben, welche systematisch unter dem Scheine der Zauberei Verbrechen ausüben! Es kommt in dieser schauerlichen Zaubergruppe vor allem darauf an, Anderen zu schaden, also: Vieh zu verrufen, so daß es krank wird und abgeht, Menschen, selbst auf weite Entfernung, krank zu machen, ihnen

Wahnsinn oder Alpdrücken zu schaffen, sie stürzen zu machen, zu verwunden oder gar zu töten, Ungeziefer und Gewitter in Häuser und Felder zu zaubern, das Getreide und andere Früchte zu verderben oder zu zerstören (namentlich durch den Pilwizschneider, ein dämonisches Menschenwesen, das eine Sichel am Fuße führt), Streit und Schlägereien hervorzurufen, Brautleute zur Zeugung unfähig zu machen (durch das Nestelknüpfen, bestehend in Schürzung eines Knotens während der Trauung), Geburten zu erschweren, den Frauen das Säugen unmöglich zu machen u. s. w.

Einen bösen Zauber fürchten die Zigeuner, Chinesen, afrikanischen und amerikanischen Urbewohner von Seite des Zeichnens ihres Bildnisses, wodurch sie die Seele oder das Glück zu verlieren wähnen. Die Giljaken am Amur glauben, durch Zerreißen des Bildes werde der Tod des Originals bewirkt. Im Mittelalter glaubte man in Europa, das Durchstechen eines Bildes aus Wachs oder Asche habe diesen Erfolg.

Mittel zu böser Zauberei sind noch jetzt im deutschen Volksaberglauben: Verrufen, Verbeten, Totsingen, Nachwerfen bezauberter Gegenstände, Beschütten mit Pulver, Handauflegen, Anhauchen und viel anderes.

Im Umkreise des Mittelmeeres kennt man die nordischen Hexen und überhaupt die Teufelsbündnisse, welche, wie man glauben könnte, des düstern nordischen Himmels bedürfen, wenig, und hat dafür einen eigentümlichen Zauberglauben, den des „bösen Blickes“ (mal' occhio), welcher demjenigen, den er trifft, Unheil oder gar den Tod bringen soll. Die Araber suchen sich gegen denselben, den man gewissen Menschen zutraut, zu schützen, indem sie Säckchen mit Erde vom Grabe des Propheten oder andere Talismane verschiedener Art an sich, ihren Kindern oder ihren Wohnungen befestigen. Die Todas in Ostindien verbergen das neugeborene Kind eine gewisse Zeit hindurch gegen die Einwirkung des bösen Blickes. Schon die alten Griechen kannten diesen Aberglauben, und

ihre Nachkommen scheuen sich nicht, einem selbst angesehenen Manne, dem sie jene Eigenschaft zutrauen, in das Gesicht zu spucken. Unter den Albanesen malen die Mohammedaner ihren Kindern einen Halbmond, die Christen ein Kreuz auf die Nasenwurzel zum Schutze gegen den bösen Blick. Die Italiener glauben dem bösen Blick (den man z. B. dem Papste Pius IX. zuschrieb) zu begegnen, indem sie die Hand in die Tasche stecken und dort mit zwei Fingern sogenannte corni (Hörner) bilden. Auch die Slawen kennen diesen Wahn, weniger die Germanen.

Die böse Zauberei hat eine Abzweigung im Aberglauben der Gauner. Dieselben glauben eine Menge Mittel zu kennen, um unentdeckt zu bleiben, so z. B. durch am Thatorte zurückgelassene Dinge, die aber oft gerade ihre Entdeckung ermöglichen. Diebe führen sog. Springwurzeln, Leichendaumen u. a. bei sich, um ungestört einbrechen zu können, ebenso gewisse Sprüche und Gebete, „Segen" genannt. Mit Wahrsagerei und Kartenschlagen geben sie sich gleich den Zigeunern stark ab, wozu letztere auch eine Art Trommel mit rätselhaften Zeichen gebrauchen; ferner bedient sich das Gaunervolk der Traumdeutung und Chiromantie, giebt sich mit Schatzgraben ab und weiß eine Menge Mittel, um ungestraft Meineide zu schwören.

Zum Schutze gegen böse Zauberei kennt der Volksaberglaube eine Menge Mittel. Es gehören dazu: das Kreuzeszeichen, Bibel und Gesangbuch, Maithau, neunerlei Holz und Kraut, sowie die oben (S. 120 f.) genannten Zauberdinge und die (S. 121 ff.) genannten Zauberhandlungen.

Am Schlusse unserer kurzen Übersicht über das Gebiet des Volksaberglaubens ist zur allgemeinen Charakteristik desselben zu bemerken, daß das Nichteintreffen der Vorbedeutungen und die Nichtwirksamkeit des Zaubers auf diesem Gebiete die abergläubigen Menschen durchaus nicht irre macht oder von ihren Meinungen abbringt, ausgenommen, wenn sie wissen-

schaftliche Bildung erhalten haben, und auch dann nicht immer. Stets haben sie eine Entschuldigung des Aberglaubens zur Hand und sind um Aufstellung und Erklärung von Ausnahmen ihrer Vorurteile nie verlegen. Auch die kolossalen Abweichungen des Aberglaubens in einem und demselben Punkte an verschiedenen Orten stören sie nicht. Das Eintreffen ihrer Phantasien wissen sie durch zahlreiche Beispiele zu belegen, und das Nichteintreffen bleibt unbeachtet Es ist daher kaum notwendig, noch beizufügen, daß bei der großen Verschiedenheit der abergläubigen Ansichten ein Eintreffen in der Regel auf Zufall beruht. Eine Ausnahme von dieser Regel können wir nur in den Fällen zugeben, in welchen diese und jene Handlung oder Unterlassung, dieses und jenes Ereignis oder Verhältnis den Tod zur Folge haben soll. In diesem Falle ist es sehr wohl möglich, daß die unglücklichen Opfer des Aberglaubens aus Angst oder Aufregung sterben und damit dieser geistigen Krankheit einen Triumph bereiten.





II. Abteilung.

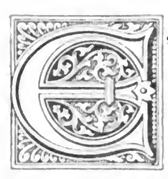
Der Kunstaberglaube.



Erster Abschnitt.

Der gelehrte Aberglaube.

1. Die Alchemie.



s ist bereits bemerkt (oben S. 10 f.), daß sich der Kunstaberglaube vom Volksaberglauben zu seinem Nachteil unterscheidet. Während dieser frisch und unmittelbar aus der Natur und dem Menschenleben schöpft und dabei einen tief sittlichen Grund hat, verfolgt jener blos selbstsüchtige Zwecke und greift die Mittel zu ihrer Erreichung aus der Luft. Am meisten treten diese Zwecke im gelehrten Aberglauben hervor, welcher indessen schon seit geraumer Zeit zu den Toten gehört. Aber auch in seinem Schoße sind die selbstsüchtigen Zwecke nicht gleichartige, sondern steigen von sehr materiellen zu unstreitig idealen empor, ohne deshalb von der Bahn der Selbstsucht abzuweichen. Am tiefsten steht hierin die Alchemie, welche in ihrem Hauptteile lediglich von der nackten Goldgier geleitet wird, sich aber in ihren Nebenzweigen wenigstens teilweise zum Streben nach allgemeinen Glücksphantomen versteigt.

Die Alchemie stammt aus dem alten Ägypten und ist im Mittelalter wahrscheinlich durch die Araber nach Europa gekommen, und zwar auf dem Wege über Spanien im zehnten und elften Jahrhundert. Es verbindet sich in ihr die Geheimnissucht mit der Habgier und Selbstsucht. Man ging von der Ansicht aus, daß jede Substanz ihre eigentümlichen Kräfte habe und suchte daher solche, nicht ohne arge Willkür, in allen bekannten Mineralien, Pflanzen und Tierstoffen, die Exkremente nicht ausgenommen, daher auch sogenannte Dreckapotheken herausgegeben wurden, welche diese Ansicht ausspannen. Die Habsucht lenkte dann natürlich die größte Aufmerksamkeit auf die Metalle. Der Araber Abu Musa Dschafar al Sofi, genannt Geber, welcher um 800 zu Sevilla lebte, und nach ihm Albert der Große, der erste europäische Alchemist, wenn das Libellus alchymiae von ihm herrührt, behaupteten, natürlich ohne chemische Untersuchung, daß die Metalle, die jetzt als einfache Stoffe (Elemente) erkannt sind, sämtlich aus Quecksilber und Schwefel beständen und sich untereinander nur durch verschiedene Grade der Mischung dieser Stoffe unterschieden. Reiner roter Schwefel und Quecksilber sollten z. B. Gold, reiner weißer Schwefel und Quecksilber Silber, verdorbener roter Schwefel mit Quecksilber Kupfer, weißer Zinn und in fauler Erde Eisen, verdorbener schwarzer Schwefel mit Quecksilber Blei u. s. w. hervorbringen. Die Alchemisten traten auch insofern mit der Astrologie in Verbindung, als sie die sieben bekanntesten Metalle oft nach den sieben alten Planeten benannten und mit ihnen in Verbindung brachten. Das Gold entsprach der Sonne, das Silber dem Monde, das Quecksilber dem Merkur, das Kupfer der Venus, das Eisen dem Mars, das Zinn dem Jupiter und das Blei dem Saturn.

Das meiste Interesse unter den Metallen erregten aber von jeher das Gold und das Silber, und daher waren auch den Alchemisten die Mittel zur Herstellung dieser Stoffe,

deren Einfachheit ihnen nicht bekannt war, die wichtigsten Aufgaben des Lebens. Den angeblichen Apparat, welcher Silber und andere Metalle in Gold verwandeln sollte, nannten sie „Roten Löwen", auch „großes Elixir", „großes „Magisterium" oder „rote Tinktur". Was Silber herstellen sollte, hieß „Weißer Löwe", „kleines Magisterium oder Elixir" oder „weiße Tinktur".

Da nun aber Gold und Silber dem Menschen nichts nützen ohne die Erfordernisse zu ungestörtem Genusse desselben, nämlich Gesundheit und langes Leben, so blieb die Alchemie nicht bei dem Zwecke stehen, die beiden edelsten Metalle anzufertigen, sondern verlegte sich zugleich auf die Mittel, den Körper gesund und bei langem Leben zu erhalten. Hierzu sollte ein Talisman dienen, den man den „Stein der Weisen" nannte und zu dem man den Stoff („materia prima") emsig suchte. Er sollte in aufgelöstem Zustande als Universalarznei unter dem Namen aurum potabile (trinkbares Gold) alle Krankheiten heilen, das Leben verlängern, ja sogar den Menschen verjüngen. Die nämlichen Eigenschaften schrieb man auch der „Quintessenz" zu, und die nach diesen Zielen Strebenden, d. h. eben die Alchemisten, nannten sich „Adepten". Indessen ist anzuerkennen, daß die Alchemie bei all' ihrer Thorheit, obschon wider Wissen und Willen der Adepten, zur später erfolgenden Ausbildung der heutigen Chemie sehr viele Anregung gegeben hat.

Viele Alchemisten, wie z. B. Raimund Lullus, der Anfangs des vierzehnten Jahrhunderts lebte, rühmten sich, wirklich große Quantitäten Quecksilbers in Gold verwandelt zu haben. Andere suchten ihre Afterwissenschaft noch zu erweitern, indem sie z. B. das Problem aufstellten, durch alchemistische Prozesse einen Menschen (homunculus) hervorzubringen.

Der erste, der diesen abenteuerlichen Gedanken faßte,

war Theophrastus Paracelsus (oben S. 31), einer der eifrigsten Alchemisten. Noch 1841 glaubte ein gewisser Johann Jakob Wagner an die Verwirklichung des homunculus.

Nahe verwandt mit den Bestrebungen der Goldmacher, wenn schon nicht von ihnen ausgehend, war der noch bis in neuere Zeit vom Aberglauben bald gesuchte, bald gefürchtete Spiritus familiaris, ein in einem Glase eingeschlossenes spinnenartiges Ding, das man für einen Dämon hielt und von dessen Besitz man Reichtum erwartete. Wer es aber zur Zeit seines Todes besaß, verfiel dem Teufel, daher man es vorher los zu werden suchte. Weggeworfen kehrte es stets zurück und konnte nur verkauft werden, und zwar jedesmal zu einem geringern Preise! —

Die Blütezeit der Alchemie fällt in das 16. und 17. Jahrhundert, aber schon vom 15. an bis tief in das 18. hinein waren die europäischen Fürsten größtenteils eifrige Adepten jenes Wahns und beschützten eine Menge demselben sich widmender mehr oder weniger gelehrter Alchemisten, die an ihren Höfen lebten und redlich das Ihrige dazu beitrugen, den Schweiß der Unterthanen in vergeblichen Versuchen der Goldmacherei zum Rauchfange der fantastisch ausgeschmückten Laboratorien hinauszujagen.

Doch ohne Anfechtung blieben die Alchemisten nicht. Schon vom 14. Jahrhundert an verboten Päpste und Könige diese Beschäftigung, nicht aus Aufklärung, sondern aus religiösen und politischen Gründen, — aber ohne Erfolg. Dante versetzte die „Goldmacher“ in die unterste Hölle, Petrarca u. A. bekämpften sie, Sebastian Brant verhöhnte sie in seinem „Narrenschiff“, Valentin Andreä († 1654) machte sie durch Erfindung der Rosenkreuzer-Gesellschaft lächerlich; der Jesuit Athanasius Kircher aber schrieb ihr Treiben der Einwirkung des Teufels zu. Viele Fürsten ruinierten sich und ihr Land, viele „Goldköche“ verkamen, und es entstanden durch ihre „Kunst“ sogar Feuersbrünste.

Die Entwickelung der Chemie aber machte dem Unwesen ein Ende; doch gab es noch am Anfange unseres Jahrhunderts eifrige Adepten.

2. Die Astrologie.

An der Spitze einer Reihe von Afterwissenschaften, durch welche man ehemals das Schicksal der Menschen in der Zukunft zu ergründen wähnte, steht die Astrologie oder Gestirndeutung, wohl zu unterscheiden von der Astrognosie, der Kenntnis des gestirnten Himmels, und noch mehr von der Astronomie, der wissenschaftlichen Erforschung desselben, zu deren Ausbildung jedoch die Astrologie trotz allem Unsinn manches beigetragen hat. Auch stand sie höher als die Alchemie, da sich die in ihr liegende selbstsüchtige Neugierde nach der Zukunft nicht von materiellen Beweggründen leiten ließ.

Die Astrologie stammt wahrscheinlich aus dem alten Chaldäa, wenn nicht aus Ägypten, sie erlangte weniger in Griechenland, als in Rom Ansehen (oben S. 18 f.) und blieb auch nach dem Ende des römischen Reiches in Europa einheimisch. Hier hat sie indessen zweierlei Gestalten angenommen, eine populäre und eine gelehrt sein wollende. Die populäre Astrologie, die noch fortwährend in unseren Kalendern spukt, beschränkt sich darauf, zu orakeln, welchen Charakters die Menschen seien, je nachdem sie in dem oder jenem der zwölf Zeichen des Tierkreises geboren, und was für Schicksale ihrer warten, auch zu welchen Krankheiten sie neigen u. s. w. So wurden z. B. die im Stier Geborenen zum Gifttode oder einem andern Morde, die im Krebs Geborenen zur Schwindsucht u. s. w. verurteilt. Die angeblich gelehrte Astrologie dagegen beruht auf astronomischen Grundlagen,

und zwar auf dem Ptolemäischen Weltsystem, wie es verchristlicht ausgemalt wurde. Um die Erde stellte man sich zunächst die Sphäre des Wassers, dann der Luft, dann des Feuers vor; dann folgten die Bahn des Mondes, des Merkur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter und des Saturn, hierauf das „Firmament“ mit den daran befestigten Fixsternen, über diesem der „Krystallhimmel“ und zu oberst der eigentliche Himmel mit der Dreieinigkeit, den Engeln, Heiligen, Seligen u. s. w. Das Firmament nun teilten die Astrologen nach den Zeichen des Tierkreises in zwölf sogenannte Häuser, jedes zu dreißig Graden und jedes Haus in drei „Angesichter“, jedes zu zehn Graden der Kreislinie des Horizontes. Das erste Haus, welches stets da angenommen wurde, wo das erste Tierkreiszeichen, der Widder stand, bestimmte die Schicksale des Menschen, die sich auf sein Leben, das zweite, das des Stiers, die, welche sich auf seine Güter bezogen; die übrigen betrafen die Geschwister, Eltern, Kinder, Mißgeschicke, Heiraten, den Tod, die Religion oder Reisen, die Macht, das Glück und die Gefangenschaft. Je nachdem nun zur Zeit der Geburt eines Menschen die Häuser, d. h. also die Zeichen des Tierkreises am Himmel gestellt und die Planeten auf dieselben verteilt waren und wie letztere gegen einander standen, was man die „Nativität“ nannte, wurde durch allerlei Kombinationen und Regeln, nicht frei von Willkür, das Schicksal des Betreffenden bestimmt. Denn jedes Gestirn hatte seinen Einfluß auf das Temperament des Menschen, ja auf dessen einzelne Körperteile und Krankheiten, auf die Pflanzen als Heilmittel derselben, auch auf die Tiere, und so auch jeder Planet den seinigen auf jedes der zwölf Häuser. Die Sonne in den Zwillingen z. B. machte den Menschen schön, mitleidig, weise, aufrichtig, reiselustig und wenig um seine Güter besorgt. Regierte Saturn, so wurde der Neugeborene hochmütig, eigensinnig, boshaft: er aß wenig und trank viel, liebte seine Familie nicht sehr,

fiel in Magerkeit, Blässe, bekam Lungenentzündung, Wassersucht oder Podagra u. s. w. Aber nicht nur bei der Geburt, sondern zu beliebigen Zeiten gestatteten sich die Astrologen, das Schicksal nicht nur einzelner Menschen, sondern ganzer Staaten, ja der Welt, nach dem Stande der Gestirne in den Häusern des Himmels zu bestimmen. Eine solche Bestimmung nannte man das Horoskop oder Prognostikon; auch glaubte man, Bilder verfertigen zu können, welche „die Einflüsse der Himmelskörper empfingen, und von denen man die geheimsten Dinge erfahren könne". Es gab hochgeborene, hochstehende und sogar weise und gelehrt sein wollende Menschen genug, welche in allem Ernste die Zahl und Gestaltung ihrer und der Welt künftiger Tage von den Horoskopen abhängig glaubten. Ja hochgebildete Astronomen sogar, wie ein Kepler waren durch Nahrungssorgen gezwungen, die erlogene Astrologie neben ihrer wahren Wissenschaft beizubehalten, und auch Galilei verwarf sie noch nicht ganz. In keiner bedeutenden Stadt und an keinem Hofe des christlichen Europa fehlte ein Hof- oder Stadt-Astrolog, welche Würde oft mit derjenigen des Leib- oder Stadtarztes verbunden war. Durch ihre Horoskope verhinderten die Astrologen oft Schlachten, stifteten Heiraten und wirkten auf andere große Staatsaktionen, daher sie von nicht zu unterschätzendem Einflusse waren. Bei der Geburt von Kindern reicher und vornehmer, besonders fürstlicher Eltern wurde nie versäumt, die Nativität zu stellen.

Unter den einzelnen Astrologen gehört der von Dante in seine Hölle versetzte Guido Bonatti, den einst ein einfacher Bauer als Wetterprophet beschämte, noch in das eigentliche Mittelalter. Der eigentliche Gesetzgeber der neuern Astrologie wurde Johannes von Hagen (lat. ab Indagine), Kartäusermönch zu Erfurt, gestorben 1475, der über 300 Bücher geschrieben haben soll, durch sein 1523, 1540 und in anderen Jahren erschienenes Werk über die fragliche Trugwissenschaft.

Den Astrologen schadete es nicht, wenn ihre Horoskope oder Prognokista nicht eintrafen; Ausreden gab es immer, und die protestantischen Theologen halfen ihnen darin bereitwillig, während die katholische Kirche ihre „Kunst“ als heidnisch verdammte. So wurde z. B. unzählige Male eine neue Sintflut oder die Ankunft des Antichrist verkündet, und wenn sie nicht eintraf, sagten die Geistlichen, die Thränen der Bußfertigen hätten das Schreckliche abgewendet. Doch wurden manche Sterndeuter, entweder weil ihre Vorhersagungen nicht eintrafen, oder weil sie ihren fürstlichen Gönnern unangenehm waren, von diesen mißhandelt oder gar hingerichtet. Das meiste Aufsehen unter diesen „Propheten“ erregte der schwäbische Astrolog und Arzt Johannes Stöffler, Professor in Tübingen, ein Fanatiker des Aderlassens, das nach ihm noch drei Jahrhunderte so fest stand wie irgend ein Dogma; er schrieb den Gestirnen einen hohen Einfluß auf seine Lieblingsoperation zu, die er sogar besang, war, wenn nicht der Schöpfer, so doch der größte Pfleger des bekannten Aderlaßmännchens in den Kalendern, und verkündete auf den 25. Februar 1524 eine Sintflut. Ein katholischer Astrolog, Johannes Cario, verkündete einst die Verbrennung Luthers, seines Zeitgenossen! Sehr bequem war es daher, etwas auf Jahre zu prophezeien, die kein Zeitgenosse erleben konnte; und da spielte der merkwürdige Zufall, daß Cario auf das Jahr 1789 weltumgestaltende Ereignisse vorhersagte, worüber Adelung noch zwei Jahre vorher spottete.

Nachdem, wie bekannt, noch Wallenstein ein eifriger Anhänger der Astrologie gewesen, wurde dieselbe schon ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, noch früher als die Alchemie, durch die Fortschritte der Astronomie seit Newton um ihr Ansehen gebracht und verschwand im 18. Jahrhundert spurlos.

3. Die Magie und die Mantien.

Wie die Astrologie zu den Gestirnen, so stieg eine Gruppe von weiteren Afterwissenschaften teils höher hinauf, in den Himmel der Ewigkeit, teils tiefer hinab, indem sie aus Gegenständen der Erde die Zukunft zu enthüllen suchten. Die ihre Grundlage bildende Magie gehört in das Reich des Teufels- und Hexenglaubens und ist in unserm diesen behandelnden Buche berücksichtigt. Aus ihr entwickelt sich zunächst die Theosophie, eine Reihe von Grübeleien über das Wesen Gottes, nebst dem Versuche, mit ihm in Verkehr zu treten und ihm ähnlich zu werden, wobei ein guter Teil Größenwahn mitspielt. Damit in Verbindung steht die Kabbala, welche sich durch Deutung der hebräischen Bibel und ihrer Worte und Buchstaben erkühnte, ganze Heere guter und böser Geister zu erfinden, deren Wesen und Lebensart zu erforschen und ihnen besondere Namen und Charaktere zu verleihen. Es waren besonders die jüdischen Rabbiner des Mittelalters, welche sich mit der Kabbala beschäftigten. Die Unkenntnis der hebräischen Sprache verhinderte die Christen, mit wenigen Ausnahmen, wie Reuchlin, in diese hohlen Geheimnisse einzudringen.

Mit irdischen Mitteln befaßten sich: die Geomantie, welche aus Erdbeben, Sprüngen der Erdrinde, Geräuschen in der Erde, die Hydromantie, welche aus Bewegungen der Gewässer im natürlichen Laufe, wie bei hineingeworfenen Gegenständen, die Pyromantie, welche aus dem Verhalten des Feuers und den Gestalten des Rauches, aus der Art des Brennens von Kerzen und aus der Asche, und die Aëromantie, welche aus dem Wind und allen übrigen Lufterscheinungen wahrsagte.

Aus der Geomantie entwickelte sich die Punktierkunst, indem man die früher auf die Erde gezeichneten Punkte, aus

deren Figuren man wahrsagte, auf Holztafeln, Pergament und Papier übertrug. Ein eifriger Punktierer war Kurfürst August von Sachsen, der Verfolger der sog. Kryptocalvinisten, der hierdurch alle Ereignisse seines Lebens voraus zu erfahren glaubte.

Abergläubige Meinungen in Bezug auf den Menschen lehrten die Chiromantie, Physiognomik und Nekromantie.

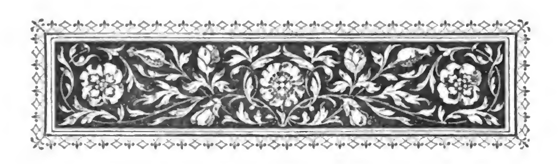
Der Erfinder der Chiromantie, d. h. der angeblichen Kunst, aus den Linien der Hand zu wahrsagen, soll Antioco Tiberto aus Cesena gewesen sein. Schon früh wurde mit derselben die Physiognomik oder Deutung aus den Gesichtszügen in Verbindung gebracht, und beide Arten des Schwindels brachte in Schwung der Abenteurer Bartolomeo della Rocca, genannt Bartholomäus Cocles, aus Bologna. Seine Künste verband er noch mit der Traumdeuterei, wie er auch die Schicksale Anderer selbst vorausträumte, und mit allem dem der Astrologie keine geringe Konkurrenz machte. Er schrieb ein Werk über seine verrückte Wissenschaft, das in seinem Todesjahre erschien. Dieselbe fand noch im nämlichen Jahrhundert auch in Deutschland Eingang. Es giebt zwei alte Büchlein, ein 1556 in Lyon gedrucktes in französischer Sprache (Übersetzung eines lateinischen Buches des Astrologen ab Indagine) und ein 1599 in Frankfurt gedrucktes deutsches, welche in ziemlich einander entsprechendem Inhalte die Astrologie, Physiognomik, Chiromantie und Traumdeuterei enthalten und mit zahlreichen rohen Holzschnitten verziert sind. In der Physiognomik deuten sie den Charakter der Menschen aus der Beschaffenheit ihrer Haare, Stirne, Augenbrauen, Augen, Nasenlöcher, Lippen, des Bartes, der Stimme, Brust, des Bauches, der Arme, Beine u. s. w. In der am ausführlichsten und als völliges System behandelten Chiromantie wird eine eigentliche Geographie der menschlichen Hand gegeben und aus deren zartesten Linien, Erhöhungen und Vertiefungen der Charakter, das Alter und die Schick-

sale der Menschen verkündet, doch stets in Verbindung mit der Astrologie und augenscheinlicher Abhängigkeit von derselben, indem z. B. die Finger und Erhöhungen der Hand nach den Planeten benannt sind. Eine Abart der Chiromantie war die aus angeblichen Figuren auf Fingernägeln wahrsagende Onychomantie.

Eine weitere, mit der vorigen verwandte Gattung des Aberglaubens war und ist sogar noch heute bei manchen Schwärmern der Chiliasmus, d. h. die Verkündung eines tausendjährigen Reiches des Glückes und Friedens; er hatte im sechszehnten Jahrhundert seinen Propheten in Wilhelm Postel aus der Normandie.

Der Glaube an die Möglichkeit eines Verkehrs zwischen der Menschheit und der Geisterwelt, die Nekromantie oder Totenbeschwörung knüpft sich, soweit er aktive Zauberei und nicht bloß das passive Hexenwesen betrifft, großenteils an die historische Person des vielgenannten und vielgezeichneten Doktor Faust, der sich nach der Volkssage des sechszehnten Jahrhunderts, dem damals spukenden Hexenglauben gemäß, dem Teufel verschrieb, mit dessen Hilfe üppig lebte und die tollsten Zauberthaten vollführte, aber nach Abfluß der ihm bestimmten Zeit vom Satan jämmerlich umgebracht wurde, — eine wahre Personifikation des damaligen Zauberglaubens, — dessen Geschichte jedoch für unsere Zeit nur noch in Bezug auf die durch ihn hervorgerufene poetische Literatur, von dem Volksbuche des Jahres 1588 an bis auf Goethe's Titanenwerk und dessen Epigonen Interesse bietet. Die Klasse des Aberglaubens jedoch, welche mit seinem Namen verknüpft ist, der Geisterwahn, bezieht sich fast ausschließlich auf den Teufel und dessen Heer, und nur als Gegensatz hierzu auf die guten Geister, — fast gar nicht aber auf die Geister Verstorbener (Gespenster).

Der gelehrte Aberglaube ist reich an noch weiteren unsinnigen Lehren, kann uns aber hier nicht weiter beschäftigen.



Zweiter Abschnitt.

Der kirchliche Aberglaube.

1. Christliches Heidentum.

Wie schon bemerkt (oben S. 4 f.) sind wir weit entfernt, gleich manchen einseitigen Beurteilern, den kirchlichen Glauben selbst als Aberglauben zu bezeichnen. Soweit jener auf geschichtlicher Überlieferung beruht, besteht er lediglich in Anschauungen, die größtenteils illusorisch sein mögen, aber nicht, gleich dem Aberglauben, eine Ableitung von Wirkungen aus Ursachen enthalten, aus denen sie unmöglich entstanden sein können. Was wir auf dem kirchlichen Gebiete Aberglauben nennen, sind Erscheinungen, die ohne eine zwingende Ursache zu haben, und ohne mit der Idee des Christentums in irgend einem notwendigen Zusammenhange zustehen, in das Gebiet der Kirche willkürlich und aus bloßer Laune eingeführt worden sind und an ähnliche Erscheinungen außerhalb des Christentums erinnern. Wird z. B. mit dem Gebrauche des Weihwassers der Begriff einer heiligen Handlung verbunden, welche durch diesen Gebrauch eine höhere Weihe erhält, so

ist dies frommer Glaube. Wird hingegen dem Weihwasser eine Wirkung zugeschrieben, welche es nicht haben kann und welche an Zauberei erinnert, so ist dies Aberglaube.

Daß in unserer christlichen Kultur noch der heidnischen Reste viele zu finden sind, zeigt namentlich der Volksaberglaube zur Genüge. Wir erinnern nur an die Opfer von Speisen und Getränken, welche derselbe bei verschiedenen Handlungen darbringt, z. B. die Tötung eines Hahnes an hohen Festen, wie bei Hochzeiten und Kirchweihen, das Überfahren einer Schüssel mit Mehl, Brot und Ei durch den Pflug beim ersten Ackern, deren Unversehrtheit eine gute Ernte verkündet, das Streuen von Mehl in die Lüfte „für den Wind und sein Kind", das Graben von Speise in die Erde, Werfen ins Feuer und Wasser und unter die Bäume an gewissen Festen in vielen deutschen Gegenden, Spenden an die Mäuse, Stehenlassen von Ähren für Wodan und sein Pferd und ähnliches an vielen Orten. Oft ist sogar der Teufel an die Stelle der Götter getreten und erhält (in Franken) Opfer an Brot und Hühnern, wohl damit er die Opfernden im übrigen verschone. Auch die 3 Könige erhalten ihre Spenden. Ein schwarzer Kater wird in Böhmen bei der ersten Aussaat vergraben oder ertränkt. Hierher gehört auch das Einmauern von Menschen oder Tieren, um einen Bau fest zu machen (oben S. 124).

Es ist eine völlig heidnische Idee, daß Hunderte von Heiligen beider Geschlechter gegen gewisse Krankheiten, gegen Gewitter, gegen Laster, zu Gunsten von Tieren, Orten, Körperschaften, Berufsarten angerufen werden, z. B. Blasius gegen Halsweh, Rupert gegen Hundswut, Anton von Padua um Auffindung verlorener Sachen, Anton der Eremit (in der Schweiz Santoni) für die Schweine; Cäcilia steht der Musik, Barbara der Artillerie vor. Lukas beschützt die Maler, Crispin die Schuster, Georg die Krieger, Kilian Würzburg, Wenzel Böhmen u. s. w. Ja es giebt kein christ-

liches Fest, das nicht heidnische Anklänge hätte.*) So verhält es sich denn auch mit den christlich-kirchlichen Gegenständen, die an der Stelle früherer heidnischen Dinge Zauber, oder was im Grunde dasselbe ist, Wunder wirken sollen (denn Wunder ist nur der kirchlich genehmigte Zauber), wie das Kreuz, die Reliquien, das Weihwasser, die Hostie, der Abendmahlswein, die Osterkerzen. Diese, sowie geweihte andere Dinge, wie Salz, Kreide, Palmbüschel, Moos von Kirchen, Sand vom Friedhof, Erde von Gräbern, der Kirchenbesen, die Bibel, heilige Namen (wie C † M † B) werden nebst noch weiteren zu allen möglichen Zwecken des aus dem Heidentum stammenden Aberglaubens verwendet, sogar zu schlechten, wie z. B. die geschändete Hostie von den sog. Freischützen.

Und dieses vorchristliche Heidentum zieht sich denn durch die gesamte Kirchengeschichte hin bis in die neueste Zeit, deren zwei jüngste Päpste noch heilige Quellen geweiht haben.

2. Apokryphe Wunder.

Bekanntlich hat nach katholischem Kirchenglauben die Wunderwirkung niemals aufgehört. Das Mittelalter war im Extrem wundergläubig; seine mönchischen Schriftsteller schwelgen in Wundergeschichten, die nicht nur etwa von Heiligen, sondern von Leuten jedes Standes bewirkt sein sollten, und so absonderlich, zum Teil auch so burlesk sind, daß wir lieber annehmen, sie seien durchweg erdichtet, als, wie von anderer Seite oft beliebt gemacht wurde, durch Betrug hervorgebracht. Neben den Wundern, welche Heilige

*) Vergl. Stubenvoll, Heidentum im Christentum. Heidelberg 1891.

oder tugendhafte Personen bewirkt haben sollen, nehmen diejenigen, welche Bestrafungen des Lasters, noch weit mehr aber der Lauheit gegen kirchliche Gebote zum Inhalte haben, einen besonders weiten Raum ein.*)

Die Geschichtschreiber der Heiligen scheuen sich nicht, ihren Helden dieselben Wunder zuzuschreiben, wie sie das N. T. von Jesus erzählt. Nach solchen Geschichten hätte z. B. Ignatius von Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, den Gottmenschen geradezu übertroffen; ja der spätere Jesuitengeneral Xaverius soll 30 Tote erweckt haben (Christus nur drei)! Die Wundmale Jesu werden nicht nur dem Franz von Assisi, — Schweben in der Luft wird vielen Heiligen zugeschrieben.

Ebenso große Wunder sollen von den Reliquien der Heiligen ausgegangen sein, welche man so ehrte, daß Diebstahl derselben für erlaubt galt, dessen sich Einhard, der Geschichtschreiber Karls des Großen, sogar rühmte. Mit der Echtheit derselben nahm man es so wenig genau, daß von vielen Heiligen mehrere Köpfe und größere Mengen von Armen und Beinen vorgewiesen werden. Dazu kamen noch andere Gegenstände, sogar unmögliche, wie Strahlen des Sterns der drei Weisen, Federn aus Engelflügeln, in Jerusalem das Haus des reichen Mannes aus der Parabel! Angebliche Madonnenbilder des Apostels Lukas besitzen die griechische und die römische Kirche mehrere. Man bewahrte sogar und bewahrt noch jetzt alttestamentliche Reliquien, wie den Stab des Moses, Manna aus der Wüste, Erde, woraus Adam geschaffen, u. s. w. Weinende, sprechende und sich bewegende Heiligenbilder waren nicht selten, und von Maria wurde nicht nur dies, sondern mancherlei, selbst sehr profane Hilfeleistungen gegenüber frommen Leuten ge-

*) Wir verweisen auf Meyer, der Aberglaube des Mittelalters, Basel 1884, S. 148—204.

glaubt. Daß auch Hostien, Glocken, Weihwasser und das Kreuzeszeichen Wunder wirkten, ist danach selbstverständlich.

Dem gegenüber spielten die bösen Geister eine große Rolle, und mit den ihnen zugeschriebenen Greueln wetteiferten diejenigen, die man von den Juden fabelte, wobei Ermordung von Christen, besonders Kindern, und Schändung der Hostien und Kruzifixe, sowie Brunnenvergiftung bis in neuere Zeiten ihre aufreizende Wirkung ausübten.

Aber diese Geschichten wurden nicht etwa nur im Mittelalter erzählt und geglaubt. Noch in unserm Jahrhundert hat der frühere Revolutionär Josef Görres aus Koblenz (1775—1848), welcher noch 1814 für die Befreiung auch des linken Rheinufers von den Franzosen und 1819 gegen die Demagogenhetze gearbeitet hatte, schon 1822 aber sich in den Dienst der Ultramontanen begab und 1827 Professor in München wurde, die „christliche Mystik“ zu einem System erhoben. Das Buch, das diese Lehre enthielt, ist freilich erst in einer Zeit erschienen, welche nicht mehr daran glaubte (1836—1842 in fünf Bänden); aber es zeigt, wohin ein großer Geist durch die Einflüsse der Restaurationsperiode gelangen konnte. Er setzte darin das Mystische geradezu als das Gott Betreffende dem Natürlichen sowohl als der Wissenschaft entgegen. Nach dieser Ansicht war die Aufhebung der Naturgesetze das Normale und die Einhaltung derselben eine Abwendung vom Heiligen. Alle Mystik leitete er vom Kreuze ab und wiederholte alle Legenden und Sagen von Heiligen, in denen die Naturgesetze als nicht vorhanden erscheinen, ohne Kritik gleich verbürgten Thatsachen, z. B. daß ekelhaft Kranke oder Verwesende Wohlgerüche verbreitet hätten, daß von der Liebesglut des Herzens Rippen gebrochen seien, daß Heiligen fremde Sprachen und Wissenschaften plötzlich geoffenbart, daß Ekstatische durch unsichtbare Macht gekreuzigt und mit dem Kreuz in die Luft erhoben worden u. s. w. Auch der Teufel und die Hexerei wurden in diesem

Buche verfochten! Sogar Päpste und Kirche wurden darin getadelt, soweit sie der Mystik nicht hold waren!

Noch später schrieb der apostolische Protonotar Gaume ein Buch „L'eau bénite au dix-neuvième siècle" (das Weihwasser im 19. Jahrhundert), worin er behauptete, daß durch das Weihwasser kranke Menschen, Tiere und Pflanzen geheilt, Tote auferweckt und schädliche Tiere getötet würden.

Eine Spezialität der neuesten Zeit auf dem Gebiete des von der Kirche begünstigten Aberglaubens sind die Wunderquellen an Orten, an welchen Maria mit dem Kinde (oder ohne dieses; rätselhaft ist nur, woher sie ein Kind, das ja als Mann gekreuzigt worden, genommen hätte) armen Hirten erschienen sein soll. Die berühmtesten dieser Wunderquellen, gegen welchen Unfug selbst katholische Geistliche auftraten, die aber von Oben zum Schweigen gebracht wurden, sind die von La Salette bei Grenoble (angeblich entdeckt 1846) und von Lourdes in den Oberpyrenäen (1858), deren angeblich heilkräftiges Wasser ein einträglicher Handelsartikel geworden und deren Orte stattliche Kirchen und Gasthöfe erhalten haben.*)

Deutsche Nachahmungen dieser französischen Wunder, in Marpingen (1876), Dittrichswalde und anderen Orten konnten nicht aufkommen und sind wieder verschollen.

Auch die Stigmatisation des Franz von Assisi hat ihre neueste Auflage an der Jungfrau Louise Lateau zu Bois d'Haine in Belgien (1877) erlebt, von deren Wundern es aber wieder totenstill geworden ist.**)

---

*) Geiger, La Salette. Barmen 1893.

**) Näheres in des Verf. Schrift „das Jenseits". Leipzig 1881, S. 223—229.

3. Karikaturen des Heiligen.

Was einem Gläubigen heilig ist, sofern nicht sträflicher Schwindel damit getrieben wird, soll es auch (die Rechte der ernsten Kritik vorbehalten) dem Nichtgläubigen sein. Was aber die Tendenz, Machtgelüsten zu dienen und die Menschheit zu verdummen, an der Stirne trägt, verdient an den Pranger gestellt zu werden, und zwar um so mehr, je mehr das Heilige damit profaniert wird.

Solchen sträflichen Mißbrauch des Heiligen erblicken wir woran in dem modernen Kultus des Herzens Jesu und der Herzen seiner Eltern.

Die Verehrung des h. Herzens Jesu ging von einer modernen Heiligen, der 1667 geborenen Marie Alacoque aus, von der ein glaubenseifriger Biograph berichtet, sie habe schon mit vier Jahren ihre Reinheit Gott geweiht und das Gelübde der Keuschheit abgelegt. Sie nahm im Kloster der Nonnen vom Orden der Heimsuchung zu Paray-le-Monial den Schleier, und dorthin, zu der Wiege der Herz-Jesu-Andacht, strömen bekanntlich seit dem Friedensschlusse die frommen Pilger zu Hauf. Dort erschienen ihr eines Tages drei schöne Jünglinge als Repräsentanten der heiligen Dreieinigkeit; dort erschien ihr, wie sie erzählte, in einem Haselbusche mehrmals Jesus, öffnete ihr die Seite, nahm das Herz heraus, schloß es in das seinige ein, welches ihr wie ein feuriger Ofen vorkam, und brachte das Herz seiner „vielgeliebten Dienerin“ wieder an die alte Stelle. Nach den schrecklichen Schmerzen, die ihr diese Operation verursacht, berichtet sie weiter, kam die Freude. Und als ihr der Herr Jesus angezeigt, der Tag ihrer geistigen Verlobung sei gekommen, spricht sie in unzweideutigen Worten die sie anfechtende erotische Lüsternheit aus. „Folgendes sind,“ berichtete sie endlich, „die Resolutionen, die mein Vielgeliebter

selber mir in die Feder sagte (nachdem sie ihn in der heil. Kommunion empfangen hatte): Siehe hier die Wunde in meiner Seite, auf daß Du auf ewige Zeiten darin wohnest. Fortan sollst Du das Leben eines Gottmenschen leben, leben, als ob Du nicht mehr lebtest, auf daß ich vollkommen in Dir lebe. Dazu ist erforderlich, daß Deine Kräfte und Sinne gleichsam begraben mir innewohnen, daß Du taub, stumm und blind bezüglich alles Irdischen seiest. Du mußt wollen, ohne zu wollen, begierdenfrei, sonder eigenen Urteiles, gefühl- und willenlos." Mit ihrem Blute schrieb sie die Erklärung der Annahme dieser Bedingungen nieder. Erblickten die Ordensschwestern in ihr eine Blödsinnige und die in der Stadt lebenden Priester eine närrische Schwärmerin, so hütete sich ihr Beichtvater, der Jesuit La Colombière, wohl, ihnen beizupflichten. Die Jesuiten sorgten denn auch nachträglich in der ihnen eigentümlichen schlauen Weise für des begonnenen Werkes Festigung und endgiltige Begründung. Autorisiert wurde der Herz-Jesu-Kultus durch ein vom 28. Mai 1757 datiertes Breve des Papstes Benedikt XIV. und durch ein Dekret der Riten-Kongregation vom 28. Januar 1765, das Papst Clemens XIII. durch Dekret vom 6. Februar d. J. bestätigte. Pius IX. sprach durch seine Bulle vom 19. August 1846 die Marie Alacoque selig.

„Im Bilde fehlt in Frankreich das Herz Jesu fast in keiner Bauernhütte. Der mit den kolorierten Darstellungen getriebene Handel wirft sicherlich ein Erkleckliches ab. Obwohl die Herausgeber besonders darauf sehen, daß in der Nazarenerfigur männliche Schönheit zu Tage trete und die Farben leuchtend und schön seien, macht so ein vor Allem an den Fleischerladen erinnerndes Herz den Eindruck des Widerwärtigen. Das heilige Herz wird, damit der Händler allen Anforderungen genügen könne, auf fünferlei Manier dargestellt. Dieses Bild zeigt uns Jesum mit dem blutigen Herzen in der aufgeschlitzten Brust. Jenes stellt ihn dar

mit dem an der Haut klebenden Herzen vor der Brust. Züchtig verhüllt ist der Leib des dritten Jesubildes; das Herz sitzt an dem Gewande auf der Brust. Viertens wird Jesus dargestellt, wie er sein Herz in der Hand hält und es der h. Marie Alacoque darbietet. Das fünfte Bild stellt das Herz dar, wie es in der Luft schwebend an eine Kette befestigt ist, deren unteres Ende in die Brust des rücklings an der Erde liegenden Gläubigen taucht. Legitimisten und Klerikale haben das Herz Jesu zu ihrem Gott erkoren. Die Streiter der Vendée trugen es im Bilde auf der Brust. Vom h. Herzen erhoffen sie Alles: die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes, die Neubegründung der alten französischen Monarchie. Dem h. Herzen weihten die alten finsteren Gewalten Frankreich. Ein Schutzmittel gegen alle Kommunardenmisère, zugleich einen Sühnbau betreffs aller Revolutionsgräuel, im besondern aber des Verbrechens der Preisgebung der weltlichen Macht Sr. Heiligkeit zu besitzen, will man die auf dem Montmartre zu Paris, an der Stelle, wo, der Tradition nach, Ignaz von Loyola einst den Jesuitenorden stiftete, zu errichtende Kirche dem Herzen Jesu weihen. Am 16. Juni 1875 fand seitens Monseigneur Guiberts, des Erzbischofs von Paris, die Grundsteinlegung statt.

„Übrigens beten gewisse römisch-katholische Christen noch zwei andere Herzen: das der Maria und das Josephs, an. Das Letztere dekretierte bekanntlich Pius IX. zum Schutzpatrone der Weltkirche. Das Josephsherz wird mit einem Lilienbüschel dargestellt, was darauf schließen läßt, daß die Bourbonen sich in seinen Schutz befohlen haben. Morin glaubt nicht, daß man den Herzenskultus, wie doch logischer Weise geschehen sollte, auf alle Heiligen ausdehnen werde, und stellt die Behauptung auf, die klerikale Partei verfolge stets den Zweck, die alte Dreieinigkeit durch eine neue: Jesus, Maria, Joseph zu ersetzen. „Diese drei Namen machen sich in den modernen geistlichen Liedern breit, ihre

Initiallettern stehen gleich einem Symbol an der Spitze der jesuitischen Korrespondenzen. Die drei Herzen werden die drei Götter des modernen Katholizismus." Mit den bildlichen Herzen wird in allen Kirchen Frankreichs Mißbrauch getrieben. Wer als Katholik von altem Schrot und Korn der Herzen in seinen Andachtsübungen vergißt, wird des Gallikanismus, des Jansenismus, des Liberalismus geziehen.

Dieser Kultus ist durchaus heidnisch. Das Christentum weiß absolut nichts von einem Herzen Jesu, sondern nur von dem ganzen Jesus!

Wenn allenfalls darunter noch symbolisch die Liebe oder das Gemüt Jesu verstanden wäre! Aber nein; wie alle Bilder dieses neuen Götzen zeigen, ist darunter das physisch-anatomische Herz verstanden, freilich nicht in getreuer Abbildung, sondern in einer hergebrachten Schablone, die etwa an die verschnörkelten Löwen und Adler der Heraldik erinnert.

In diese Kategorie gehört auch eine in einer schlesischen Kirche gefundene gedruckte Litanei von zwei engen Seiten, in welcher Jesus angerufen wird und alle seine Leiden in keck erfundenen Zahlen aufgezählt werden. Er soll danach 9,780 große und 62,200 kleine Thränen und 97,305 Blutstropfen vergossen, 6666 Wunden empfangen, 380 Stöße auf den Rücken erlitten haben u. s. w. Die Menge der angeführten Zahlen seiner Leiden beträgt 41. Die Thränen Marias um den Sohn werden am Schlusse auf 39,900 berechnet! Da ist die Heiligkeit wahrlich am Ende und der Wahnwitz beginnt.

Wir wollen aber auch die protestantische Orthodoxie nicht vergessen.

Man lese z. B. folgende Thesen, die (um 1880) in der Neustädter Realschule zu Dresden in Klasse Va (in welcher sich 12- bis 14jährige Knaben befinden) seitens des

Religionslehrers den Schülern diktiert worden sind. Die betr. Sätze lauten:

1) Die Engel sind geistige, unsichtbare, persönliche (d. h. mit Selbstbewußtsein und freiem Willen begabte) Wesen, mit höheren Kräften ausgerüstet als der Mensch.
2) Die guten Engel sind heilige und selige Wesen, die an der Verherrlichung Gottes und am Heil der Menschen ihre Freude finden und dazu mitwirken.
3) Die Engellehre erweitert unsern Blick über die Erde hinaus und zeigt die Welt als zum Dienste geistiger Wesen bestimmt.
4) Die Engel sind uns Zeugen und Mithelfer im Kampfe wider Sünde und Welt und schon jetzt Mitglieder in der großen Gemeinde der uns erwartenden triumphierenden Kirche unter dem Haupt und Könige Aller, Christo.
5) Es giebt ein Reich des Bösen, dessen Haupt der Teufel, ein gefallener, aber mächtiger Geist ist, der Gottes und der Menschen, besonders aber Christi und seines Evangeliums Feind geworden ist.
6) Christus, der ihn überwunden und auch uns die Macht dazu errungen hat, wird ihn einst der ewigen Strafe übergeben und ihn unschädlich machen für alle Heiligen und Seligen u. s. w. u. s. w.

So lehrt man an einer Realschule der sächsischen Haupt- und Residenzstadt Religion! Wenn das am grünen Holze geschieht — was kann man dann vom dürren verlangen?

Doch, weder die Kirche des dreifach gekrönten, noch die des papiernen Papstes kann bezüglich der in unserm Jahrhundert verübten Gräuel dem Sektentum auch nur das Wasser reichen.

Im Jahre 1817 hat der entsetzliche Moloch der „Blut-Theologie" eine schauderhafte Verwirklichung zu Ampfelwang in Österreich gefunden, zwar unter Katholiken, an deren Spitze sogar zwei Geistliche standen, die aber eine förmliche pietistische Sekte von „Erweckten" gegründet hatten. Dort geschah es, daß die Fanatiker, an deren Spitze, nach Entfernung der Geistlichen, der Bauer Josef Haas getreten war, ein altes Ehepaar, das sich ihnen nicht anschließen wollte, totschlugen, und dann ein junges Mädchen aus ihrer Mitte, das über diesen Vorzug jubelte, „opferten" und ihm das Herz ausschnitten. Als unzurechnungsfähig betrachtet, wurden sie nicht bestraft, sondern nur unter Aufsicht gestellt.

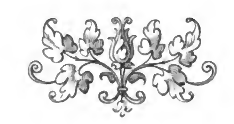
Nicht lange danach trat, veranlaßt durch das Treiben der pietistischen Vagabundin Frau von Krüdener, geb. Vietinghof, zu Wildensbuch im schweizerischen Kanton Zürich Margareta Peter, ein Landmädchen von zweifelhaftem Rufe, als Prophetin in ähnlichem Geiste auf, endete aber damit, daß sie sich im Jahre 1823 von ihren Jüngern auf schauderhafte Weise kreuzigen ließ, worauf wahnwitzige Schwärmer nach der Blutstätte wallfahrteten und Reliquien von ihr sammelten. Die Thäter wurden vom Züricher Gerichte zu Zuchthausstrafen verurteilt und das Petersche Haus niedergerissen.

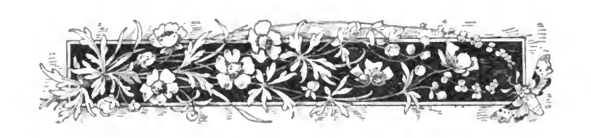
Und solche Gräuel hörten nicht etwa auf. Noch im Jahre 1875 hat der Zimmermann und Müller Josef Szabo von der ungarischen Sekte der Nazarener zu Vasarhely sein 18 Monate altes Töchterchen „geopfert", indem er es mit zwei Beilhieben enthauptete, ohne daß seine Familie es verhindern konnte oder wollte. Er wurde zu 10 Jahren Kerker verurteilt.

Nicht so blutig zwar, aber komödienhaft und skandalsüchtig ist das Treiben der „Heilsarmee", welches durch ihr Verhalten allerdings schon zu blutigen Kämpfen mit ihren Gegnern Anlaß geboten hat. Eine ähnliche Sekte ist

die „Pilgrimsbande“ in Nordamerika, welche der Vielweiberei huldigt, wenn auch nicht in demselben Grade wie die Mormonen, bei denen geradezu Sklaverei der Frauen besteht, an deren Baum jedoch jetzt die Axt gelegt zu sein scheint.

Der religiöse Aberglaube dürfte jedoch noch nicht sein Ende gefunden haben!

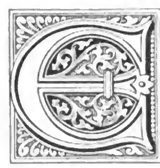




Dritter Abschnitt.

Der elegante Aberglaube.

1. Die Geisterseherei.



„Eleganten Aberglauben" nennen wir denjenigen, welcher sich in den gebildeten und halbgebildeten Kreisen breit macht und sich den Anschein giebt, mit der Aufklärung nicht im Widerspruche zu stehen, ja sogar sie zu unterstützen, während er zugleich in der Annahme von Zauber und Wundern und im Glauben an ein Geisterreich die orthodoxesten Religionsformen zu überbieten sucht.

Der „elegante" Aberglaube huldigt der Mode; er ändert seinen Geschmack mit der Zeit.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, der Zeit seiner Entstehung, trat er als einfache Geisterseherei auf, in der ersten Hälfte des neunzehnten als Somnambulismus, verbunden mit Geisterseherei, in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts als Spiritismus oder Geisterfabrikation.

Was er im zwanzigsten Jahrhundert sein wird, das läßt sich bereits vermuten. Das Zeichen der nächsten Zu-

kunft ist der Fakirismus oder die Züchtung neuer Wunderthäter.

Alle diese Phasen haben das Gemeinsame, daß es ihnen um die Befriedigung persönlicher Liebhabereien und um die Neigung zum Geheimnisvollen mehr zu thun ist, als um die Wahrheit.

Während die Aufklärung und die wahre Wissenschaft offen da liegen vor Jederman und in ihrem Gebiete wohl noch unvollständiges Wissen, aber kein Zweifel zwischen redlicher Forschung und unredlichem Treiben möglich ist, hat der „elegante Aberglaube“ sich stets in engen Kammern und meist im Dunkeln bewegt und bis heute noch keine klare Scheidung zwischen Wahrheit und Betrug und noch keine Spur von Beweisen für die von ihm behaupteten „Wahrheiten“ zustande gebracht.

Dies gilt von der ganzen Reihe der angedeuteten Erscheinungen; sie bilden eine fortlaufende Kette von Saint-Germain und Cagliostro bis Slade und Bastian. Wir müssen uns indessen aus Mangel an Raum in ihrer Darstellung der Kürze befleißen und können nur die charakteristischesten Züge anführen.

Die moderne Geisterseherei trat gewissermaßen an die Stelle der besonders im 16. Jahrhundert grassierenden Teufelsbeschwörung und Nekromantie (s. oben S. 141). Je weniger die Welt an den Teufel glaubte, was mit dem Aufhören der Hexenprozesse Hand in Hand ging, desto mehr wandte sie sich, da nun doch einmal die Lust am Geheimnisvollen fortdauerte, dem Verlangen zu, die Geister der Abgeschiedenen zu sehen. Bis dahin hatte man solche hauptsächlich nur in eigennütziger Absicht citiert, damit sie verborgene Schätze und dergl. zeigen möchten. Dem gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hin herrschenden sentimentalen Geiste gemäß überwog nun das gefühlvolle Element; man begehrte nun mit den teuren Verstorbenen aus An-

hänglichkeit an sie in Verkehr zu treten. Diesem Zuge der Zeit kamen, wie einem jeden solchen, bereitwillig Menschen entgegen, die durch Pflege desselben Vorteile zu gewinnen trachteten. Ihre Reihe beginnt mit dem sog. Grafen Saint-Germain († 1780), der wahrscheinlich ein Elsasser Jude Namens Simon Wolf war. Er mischte sich an vielen Höfen Europas in politische Intriguen, war nebenbei Alchemist und erweckte den Glauben, daß er mehrere hundert Jahre alt sei. Seine Geistercitationen sind nicht näher bekannt, mehr schon diejenigen seines jüngeren und gefährlicheren Zeitgenossen, eines Sicilianers, Giuseppe Balsamo, der sich Graf Cagliostro nennen ließ (geb. 1743, † 1795). Erst Fälscher, Raufbold, Schwindler und Kuppler, reiste er später als Inhaber geheimer Wissenschaften durch ganz Europa, trieb Quacksalberei, Alchemie, Kabbala, wollte eine neue Art Freimaurerei stiften, ließ Geister erscheinen und behauptete, 150 Jahre alt und Sohn eines Engels zu sein, sowie die Unsterblichkeit erlangen und den Engeln gebieten zu können. Er wurde öfter entlarvt und endete im Kerker der römischen Inquisition.

Mehr auf die Geisterseherei konzentrierte sich der schwedische Schriftsteller Emanuel Swedenborg (geb. 1688, † 1773). Anfänglich Mathematiker und Naturforscher, wurde er später Mystiker und Geister-, sowie Fernseher (oben S. 92). Er hatte täglich Geistererscheinungen, d. h. Halluzinationen, und stellte ein förmliches System der Geisterlehre auf. Er behauptete, nicht nur mit Personen des klassischen und biblischen Altertums wie Vergil, Moses, Paulus und Johannes, ferner mit Luther und Melanchthon, sondern mit Geistern aus dem Planeten Merkur, mit Engeln, ja mit Gott selbst (!) zu verkehren. Gleich der Sage von seinem Fernsehen bei Anlaß des Brandes in Stockholm, sind auch die weiteren Sagen von seinem „Sehen“ bloße Gerüchte, die er nicht einmal selbst behauptet hat. Er soll nämlich den Ort einer verloren geglaubten Quittung angegeben und hierdurch einer

Dame die von einem Goldschmied verlangte Doppelzahlung des Betrags für ein Silberservice erspart haben; ferner soll er der Königin Luise Ulrike von Schweden Umstände mitgeteilt haben, die nur sie und ihr verstorbener Bruder wissen konnten. In Wirklichkeit aber warnte er, im Auftrage des Reichsmarschalls Grafen Brahe, die Königin vor heimlichen Unterhandlungen mit ihrem lebenden Bruder, Friedrich dem Großen.

Wie Swedenborg aus einer im Grunde edeln Schwärmerei, so war der von Nürnberg gebürtige Kaffeewirt Georg Schrepfer in Leipzig aus schwindelhafter Berechnung Geisterseher und ließ seit 1772 in seiner Schenke angebliche Geister erscheinen, die von seiner Frau und seinem Kellner gespielt wurden. Er „wirkte“ übrigens im Interesse der Rosenkreuzer, eines von den Jesuiten der Freimaurerei entgegengestellten Vereines, und als seine Betrügereien an den Tag zu kommen drohten, erschoß er sich 1774 im Rosenthal bei Leipzig. Seine Anhänger, die preußischen Minister Bischofswerder und Wöllner bethörten den leichtgläubigen König Friedrich Wilhelm II. mit Alchemie und vorgespiegelten Geistererscheinungen.*)

War Swedenborg, im Gegensatze zu den genannten Abenteurern, der seßhafte Geisterseher der vornehmen Welt, die allein es vermochte, sein 7 Pfund Sterl. kostendes Buch zu kaufen, so trat als Geisterseher der bürgerlichen Gesellschaft Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (geb. 1740, † 1817) auf. In seiner „Theorie der Geisterkunde“, welche die Ahnungen, Visionen und Geistererscheinungen behandelte, bearbeitete er diese angebliche Wissenschaft volkstümlich, aber immerhin in höchst konfuser Weise; er stellte sich auf einen biblischen Standpunkt, widersprach aber diesem vielfach. Er leugnete die Wahrheit des Kopernikanischen Weltsystems und kehrte zu der alten Entgegensetzung von Himmel und Erde

*) Das Nähere s. Buch der Mysterien S. 260 ff.

zurück. Er ist der Erfinder der heutigen spiritistischen Theorie von der Materialisierung der Geister, durch die er die Doppelgängerei, das „zweite Gesicht“ und die Gespenstererscheinungen erklärte, nur daß er diese immer und überall für möglich hielt, zu denselben keiner Medien bedurfte und lehrte, man müsse sie scheuen und nicht suchen (wie die Spiritisten), dies sei Sünde. Im Übrigen erkühnte er sich, die Existenz der Engel und Teufel und die der Hölle fest zu behaupten, stellte aber zwischen Himmel und Hölle einen sog. Hades auf, der in der Atmosphäre liege und in dem die abgeschiedenen Seelen leben müssen bis ihnen ihr bleibender Aufenthalt angewiesen werde; von hier aus erscheinen sie auch! Daß er das Hexenwesen für wirklich hielt, kann nach dem Gesagten nicht in Verwunderung setzen.

---

2. Der Somnambulismus.

An sich ist der Somnambulismus, der sich in verschiedenen Stadien als Schlafreden, Traumwandeln, Traumhandeln, Tagwandeln und eigentliches Schlafwachen nebst Hellsehen kundgibt, kein Aberglaube, sondern eine Krankheit, die sich unter manchen rätselhaften Erscheinungen meist bei ungebildeten Personen kundgiebt, die aber stets, wenigstens im letztgenannten Stadium unter dem Einflusse mystisch angelegter Ärzte oder Geistlichen stehen (und im letzteren Falle oft auch mit der Stigmatisation behaftet sind), und hinsichtlich welcher nicht feststeht, wie viel davon in wirklicher Krankheit und wie viel davon in Betrug oder Selbsttäuschung besteht. Thatsache ist, daß dieser Zustand, wenn er einmal in einer Gegend auftauchte, ansteckend wirkte, daß die Berichte darüber durchweg an Einseitigkeit, Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit leiden und daß sie heute fast ganz

aus der Mode gekommen sind und nicht mehr beachtet werden. Wären die s. Z. angestimmten Lobpreisungen des Somnambulismus als einer höhern Offenbarung der Geisterwelt berechtigt gewesen, so müßte diese „Wahrheit" sich mehr und mehr Bahn gebrochen haben. Da dies nicht der Fall ist, müssen wir das, was darum und daran hängt, als Aberglauben bezeichnen und verweisen bezüglich des Näheren auf das bald nach der Blütezeit des Somnambulismus erschienene, nach dem damaligen Standpunkte der Wissenschaften treffliche und verhältnismäßig aufgeklärte Werk von Prof. Friedr. Fischer in Basel (Der Somnambulismus, 3 Bändchen, Basel 1839).

Nur geschichtlich wollen wir dieses Gebiet berühren. Seine Wurzel liegt in dem von Franz Anton Mesmer (geb. 1734, † 1815) seit 1772 erfundenen sog. tierischen Magnetismus, einer angeblichen Wissenschaft, von der es nur zweifelhaft ist, ob darin der Schwindel oder die Konfusion vorwiege. In unser Gebiet gehört er nicht; aber ein Schüler Mesmers, der Marquis Pugsegur in Paris, bildete um 1780 das System zum Somnambulismus aus, in welchem, wie gesagt, der Aberglaube nur zu den Begleiterscheinungen einer Krankheit gehört. Einer der ersten Apostel und Bewunderer beider Theorien war der ehrliche Schwärmer Joh. Kasper Lavater aus Zürich, der stets vor allem entzückt war, was irgendwie nach Mystizismus aussah. Die eigentliche Geschichte des Somnambulismus aber füllt ziemlich genau die erste Hälfte unseres Jahrhunderts aus, und die Blütezeit desselben fällt in die Jahre 1814 bis 1830, d. h. in die reaktionäre Restaurationsepoche. Die bekannteste und auch wirklich beachtenswerteste Erscheinung dieser Zeit ist die Wirksamkeit des Dichters, Arztes und Mystikers Justinus Kerner in Weinsberg (geb. 1786, † 1862), welcher, gegenüber seinen schönen Gedichten, durch sein bekanntes mystisches Buch „die Seherin von Prevorst" (1829) nur Wehmut her-

vorrufen kann. Dieses dicke Buch ist bekanntlich die überspannte Geschichte einer hysterischen und nervös aufgeregten Person, die als Somnambule fortwährend Geister sah und als eine Art Heilige angestaunt wurde. Diese Krankheitserscheinung wurde so sehr Modesache, daß „Reisen in die Sonne, den Mond und mehrere Sterne“, „Offenbarungen einer Somnambule“ u. dergl. vielfach erschienen und Theosophen, wie Baader, Eschenmayer, Ennemoser u. a. die Hellseherei und Schlafwacherei in ein System brachten, das seine Verfasser jedoch nicht überlebte.

Ein verspäteter Apostel des tierischen Magnetismus und Somnambulismus zur Zeit des Verfalls dieser Erscheinung war der 1845 über sie schreibende Baron du Potet de Sennevoy. Er ist aber deshalb interessant, weil er sich auf einen durchaus kirchenfeindlichen Standpunkt stellte und alle von der Kirche verfolgten Leute zu den Märtyrern des Somnambulismus rechnete, und weil er gewisse Lehren des späteren Spiritismus schon vor dessen Auftreten äußerte, indem er behauptete, die Seele könnte den Körper auf Stunden, ja auf Tage verlassen und die Toten könnten unter gewissen Umständen zurückkehren und uns Dinge erzählen, welche den Gelehrten unbekannt sind, ja uns die Zukunft enthüllen. Er ist also ein Vorläufer des Spiritismus, ja sogar des Fakirismus.

---

3. Der Spiritismus.

Um das Jahr 1848 tauchte in Amerika, dem Lande des Humbugs, jene Erscheinung auf, und verpflanzte sich seit 1852 nach Europa, welche man das Tischrücken (table-moving) und in ihrer weiteren Ausbildung das Tisch- oder Geisterklopfen (spirits-rapping), in späterer Entwickelung

aber „Spiritismus“ nannte. Letzteres ist eine durchaus falsche, weil auf Verwechselung mit dem philosophischen System des Spiritualismus beruhende Benennung. Der Spiritualismus aber hat mit dem Geisterwesen nichts zu thun, sondern beruht auf der Anschauung, daß der Geist das Höchste und die Materie ihm untergeordnet, ja eigentlich erst von ihm ins Leben gerufen sei. Sein Gegensatz, und keineswegs der des Spiritismus, wie die Spiritisten meinen, ist der Materialismus, welcher die Materie für allein bestehend und den Geist für eine bloße Eigenschaft derselben hält. Beides sind Hypothesen, aber philosophische, während der Spiritismus außerhalb der Philosophie steht und nichts anderes will, als der Gottheit gegenüber eine Kenntnis vom Fortleben nach dem Tode ertrotzen.

Die Klopferei, aus welcher sich der Spiritismus entwickelte, ist ein alter Aberglaube, dessen Herkunft nicht besonders rühmlich ist. Seine Grundlage, das Tischrücken, ist bei den noch ganz barbarischen Indianern im Innern Nordamerikas sehr gebräuchlich. Sie setzen sich, sagt der Reisende Sargent, im Wigwam um den plumpen Tisch, der Antworten durch Klopfen giebt; auch haben sie sprechende und schreibende Medien, wissen jedoch über die Ursache der Erscheinung nichts zu sagen, als: wahrscheinlich stecke der Teufel dahinter. Noch weiter aber war der Spiritismus schon vor seinem Eintritt in Europa bei den Schamanen Sibiriens ausgebildet. Dieselben setzen sich auf die verkehrte Seite einer mitten auf dem Fußboden ausgebreiteten Renntierhaut. Darauf lassen sie sich von den Anwesenden an Händen und Füßen binden (wie alle Medien!). Die Fensterladen werden geschlossen und der Schamane fängt an, seine dienstbaren Geister herbeizurufen. Plötzlich entsteht ein unbegreiflicher Spuk im dunklen Raume, man hört Stimmen von verschiedenen Tieren an der Außen- wie Innenseite der Jurte, auf der trockenen Renntierhaut

aber ein taktmäßiges Trommeln und Knattern. Bären brummen, Schlangen zischen und Eichhörnchen springen im Zimmer herum. Endlich hört dieses Unwesen auf, und die Zuhörer erwarten mit Ungeduld den Ausgang des Spieles. Einige Augenblicke vergehen, — und siehe da, es tritt der Schamane frei und ungebunden von außen herein. Kein Zuschauer aber zweifelt, daß es die Geister gewesen sind, welche in der Jurte ihr Wesen getrieben und den Schamanen entfesselt haben.“ (Nach Castréns Reisebericht.)

Auch in Europa war das Tischklopfen zum Zwecke der Verbindung mit Geistern schon im 16. Jahrhundert bekannt. Eine Schrift von 1563 lehrt es, hält aber die erscheinenden und Verborgenes enthüllenden Geister für die Seelen böser Menschen, die im Tode keine Ruhe finden können. Samuel Brenz, ein getaufter Jude, beschreibt das Rücken und Sicherheben der Tische genau so, wie es die Spiritisten behaupten und zwar als eine alte Kunst seiner Stammesgenossen, und der Jude Salomon Zebi äußerte sich 1615 ähnlich. Ja, Prof. Adolf Wuttke bezeugt, daß dieser Schwindel schon im griechisch-römischen Altertum vorkam und von der christlichen Kirche verdammt wurde, und verurteilt ihn als eine unsittliche Verirrung. Auch im hebräischen Alterum wird (5 Mos. 18, 11. 12) das Befragen der Toten als ein Greuel vor Jahwe bezeichnet, und es heißt dabei, die solches thun vertreibe Gott! Ja, die Totenbeschwörer und Wahrsager sollen (3 Mos. 20, 6. 27) durch Steinigung getötet werden. Es ist dies allerdings barbarisch; aber es zeugt von einem gesunden Sinn, daß man in derartigem Treiben etwas Unheimliches, Verwerfliches, Sündhaftes erblickte, das jedenfalls, wie wir, ohne bibelgläubig zu sein, sagen müssen, dem Gesetze Gottes, d. h. dem ewigen Sittengesetze gegenüber als eine Vermessenheit erscheinen muß. Dieses Gesetz hat gewisse Dinge wie das

wahre Wesen Gottes, das Verhältnis von Geist und Materie, die Unendlichkeit des Raumes, die Ewigkeit der Zeit und das Schicksal der Seele, für den Menschen zu seinem Heile mit einem undurchdringlichen Geheimnis umgeben, damit der Mensch sich auf das Erreichbare beschränke, in dessen Umkreis Gutes thue und sich nicht zu einem Größenwahne versteige, der ihn verleitet, sich gottähnlich zu dünken!

Ist nun auch das Tischrücken und Geisterklopfen ein alter internationaler Aberglaube, so steht doch geschichtlich fest, daß derjenige Zweig desselben, aus dem sich der Spiritismus entwickelt hat, zu uns aus Amerika gekommen ist, wo diese „Kunst“ 1847 durch die Misses Fox in Hydesville, später in Rochester, Staat New-York, ins Leben gerufen wurde. Unsre Zeit lebt jedoch schneller, als jede frühere Periode der Geschichte. Das Klopfen wurde bald langweilig; man legte daher einen Sinn hinein und erfand Klopfalfabete, welche die angeblichen Geister mit merkwürdiger Raschheit verstanden. Auch dies genügte aber nicht; man band Bleistifte an die Tischbeine, womit die angeblichen Geister schrieben, man erfand den „Psychographen“, eine Tafel mit Zeiger, auf welcher die sogenannten Geister den letzteren durch die Hand des Mediums auf angebrachte Zahlen und Buchstaben lenkten; bald aber schrieben die sog. Geister einfach durch den in der Hand des Mediums befindlichen Bleistift oder setzten diesen auch ohne menschliche Beihilfe in Bewegung. Mit wunderbarer Schnelligkeit erstanden Medien, d. h. nervös aufgeregte oder hysterische Personen, Damen, Jünglinge und sogar Kinder! Alle hatten ihre Spezialität. Sie schrieben, zeichneten, sprachen in fremden Zungen, wahrsagten, heilten Krankheiten, — alles durch Einwirkung von Geistern verstorbener Menschen, — wie man glaubte. Diesen Geistern wurde es auch zugeschrieben, daß Gegenstände im Zimmer herumflogen, In-

strumente ohne Menschenhand musizierten, Möbel sich in die Höhe hoben und anderes zweckloses Zeug mehr, — aber wohlverstanden, alles im Dunkeln!

So nahm der Spiritismus selbst den alten „Spuk“ in seine Dienste. Die Aufhebung der Naturgesetze wurde zur Regel, ihre Aufrechterhaltung zur Ausnahme, und man merkte nicht, daß bei dieser Annahme die Naturgesetze überhaupt nicht existieren würden.

Die Krankheit des Spiritismus wurde epidemisch; die Spiritisten zählten angeblich noch Millionen; sogar manche Gelehrte ließen sich blenden, es erschienen in allen „civilisierten Ländern spiritistische Zeitschriften, und es entwickelte sich eine zahlreiche Litteratur über diesen Gegenstand. Spiritisten reisten umher und produzierten sich, nicht nur wie Taschenspieler, sondern auch als solche. Aufsehen erregten namentlich die Brüder Davenport durch ihren lächerlichen Geisterkasten; dieser und alle übrigen spiritistischen Tricks wurden aber bald von „Antispiritisten“ vollständig nachgeahmt. Auch angebliche Medien bekehrten sich und wurden zu Antispiritisten. Ein arger Schlag für die neue Schule war es auch, daß der Gaukler Daniel Douglas Home, welcher an Höfen Zutritt gefunden und vor Napoleon III. die „Hand“ des ersten Napoleon hatte erscheinen lassen, 1868 in London einer Erpressung von 60,000 Pfund Sterl. gegenüber einer Witwe (auf „Befehl“ ihres verstorbenen Mannes!) überwiesen wurde.

Das alles aber störte die „überzeugten“ Spiritisten nicht; sie „schritten mit der Zeit vor“. Baron Ludwig von Güldenstubbe „entdeckte“ seit 1853 die sich selbst bildenden, d. h. angeblich ohne menschliche Hilfe von Geistern bewirkten Geisterschriften und veröffentlichte sie in seiner „positiven Pneumatologie“ (1870), in welcher jedoch die angeblichen Facsimilia der Geister unter sich eine merkwürdige Ähnlichkeit besitzen und der in der Zeit ihres Lebens üblichen Schrift-

und Sprachform gar nicht entsprechen. Es folgten sich rasch: das Zeichnen von Gemälden durch die Einwirkung berühmter verstorbener Maler, das Komponieren durch diejenige ebensolcher Musiker, das Tanzen durch diejenige ebensolcher Tänzerinnen, das Redenhalten unter dem Einflusse toter Redner, die Abfassung angeblich wissenschaftlicher Werke durch ungebildete Leute nach der Eingebung berühmter toter Gelehrter, — dann das bedenkliche Photographieren angeblicher Geister, welches von den Photographen Bouguet in Paris und Mumler in Amerika in betrügerischer Weise ausgebeutet wurde, die Besorgung von Korrespondenzen mit Geistern durch einen „Postmeister aus dem Geisterreich" in New-York u. s. w. Den Gipfelpunkt des Systems aber bildete die Materialisation der Geister, welche sich angeblich Materie von den Medien entlehnten, mit Lebenden gemütlich Händedrucke wechselten, sich von solchen am Arme führen ließen, mit ihnen sich unterhielten u. s. w. Ergriff sie aber ein Skeptiker, so waren es die Medien selbst, und die Einrede der Spiritisten, als wäre das Medium durch einen rätselhaften Vorgang an die Stelle des „Geistes" gekommen, ist wirklich zu naiv. Zur Materialisation gehören auch die Hand- und Fußabdrücke angeblicher Geister in Paraffinformen, wozu noch heute Anleitungen gegeben werden, als ob es sich um eine ernsthafte Sache handelte! Sogar Blumen, die im Geisterreiche gewachsen sein sollen, durchduften die spiritistischen „Sitzungen".

Die Entlarvungen betrügerischer Medien haben sich in neuester Zeit gehäuft, und es kann für denkende Menschen keinem Zweifel unterliegen, daß alles spiritistische Wesen größtenteils auf Betrug oder Taschenspielerei von Medien, und auf Halluzination der gläubigen Zuschauer beruhe. Wir sagen „größtenteils", weil damit nicht behauptet werden soll, daß nicht auch Medien in gutem Glauben handeln und überzeugt sind, eine Kraft zu besitzen, die das gewöhnliche

Menschenmaß übersteigt, ja vielleicht manchmal wirklich solche Fähigkeiten haben, in Analogie mit den Nachtwandlern und Somnambulen, deren Vornahmen auch oft unbegreiflich sind. Solche nicht betrügerische Medien sind auch wohl in der That Somnambulen, denen es aber jedenfalls, so rätselhaft noch ihre Eigenschaften sein mögen, nicht möglich ist, die Naturgesetze aufzuheben. Daß jedoch die ganze Reihe von Erscheinungen mit Geistern verstorbener Menschen oder auch mit Elementargeistern (Dämonen) irgend etwas zu thun habe, ist noch niemals bewiesen und von dem Philosophen Ed. von Hartmann, der die Sache gründlich studiert hat, wissenschaftlich widerlegt worden.*) Derselbe Forscher sagt (S. 88 u. 89), man könne nach den besten spiritistischen Autoritäten annehmen, daß in 95% aller sogenannten Geistererscheinungen das Medium selbst als Erscheinung figuriert, auch ganz abgesehen von betrügerischen Nachahmungen, ... und daß der übrig bleibende Rest von 5% als unerwiesene Behauptung zurückzuweisen sei . . . . .; ferner: in Amerika, wo die Medien gleich familien- oder gar bandenweise arbeiten, könne man auf die Berichte überhaupt keinen Wert legen, da hierbei nicht nur der somnambulen Helfershelferei, sondern auch dem offenen Betruge Thür und Thor geöffnet sei. „Wenn man sich etwas nicht erklären kann, sagt H., so muß es ein Geist gethan haben.“ Baron Lazar von Hellenbach,**) ein durchaus Gläubiger im Gebiete der spiritistischen Produktionen, hat wiederholt darauf hingewiesen, wie der einander widersprechende Inhalt aller „Offenbarungen“ jeden Kundigen von deren nur relativem Werte überzeugen muß. Derselbe edle Mann verwahrte sich auch feierlich gegen den Namen eines Spiritisten und

*) Der Spiritismus. Leipzig 1885. — Die Geisterhypothese des Spiritismus. Leipzig 1891.

**) Hellenbach, der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit. Skizzen von Hübbe-Schleiden. Leipzig, M. Spohr, 1891, S. 56 f.

sagte, der Spiritismus sei nicht Forschung, sondern Religion (d. h. nicht Wissen, sondern Glauben) und das größte Hindernis einer objektiven Untersuchung und Besprechung dieses Gebietes seien die Spiritisten selbst. — Karl Kiesewetter,*) der ebenso wie Hellenbach dem Spiritismus nichts weniger als skeptisch gegenübersteht, spottet über die Herleitung seiner Erscheinungen von den „lieben Geistern", sagt, daß nirgends der Identitätsnachweis Verstorbener bei den Materialisationen geliefert sei, und weist durch sein ganzes großes Werk hin nach, daß die bedeutendsten „Occultisten" die betr. Manifestationen nicht den abgeschiedenen Seelen zuschreiben. Ja, was will man sagen, wenn der englische Physiker William Crookes, welcher die berühmteste aller Materialisationen, die der angeblichen Katie King, bewirkt haben will, noch in demselben Jahre (1874) bekannte, er habe noch kein einziges Mal den befriedigenden Beweis erhalten, daß die Toten wiederkehren und mit uns in Verbindung treten können. Sogar der entschiedene Spiritist Alexander Aksakow erklärt es für einen großen Irrtum der Spiritisten, alle übersinnlichen Phänomene den Geistern zuzuschreiben.

In der That hat der „Gedankenleser" Stuart Cumberland, welcher alles mitgemacht, was zum Spiritismus gehört, nach Entdeckung der dabei vorkommenden Kunstgriffe auch alles selbst zu bewirken gewußt, was Medien und angebliche Geister jemals einem unkritischen Publikum vorgemacht haben. Cumberland hat außerdem für sich das Zeugnis des enttäuschten Mediums William Chapman, des größten und gewichtigsten Teiles der Professoren von Oxford und Cambridge und vieler weiteren Autoritäten.**) Professor Wilh.

*) Geschichte des Neueren Occultismus, Leipzig 1892, S. V, 657, 610, 634.

**) Cumberland, Besucher aus dem Jenseits. Breslau 1885.



Wundt in Leipzig, welcher einige der Produktionen des Mediums Slade bei Prof. Zöllner mit ansah, kann nicht finden, daß irgend eines der Experimente, welche er gesehen, über die Leistungsfähigkeit eines guten Taschenspielers hinaus gegangen wäre (Der Spiritismus. Leipzig 1879, S. 18). Hartmann sagt über denselben Gegenstand, daß ein körperloser Geist physikalisch gar nichts, ein materialisierter Geist aber auch nichts physikalich möglich machen könne, was einem Medium unmöglich sei. Und weiter: Was die Medien leisten, gehe durchaus nicht über die überraschenden und verblüffenden Leistungen hinaus, welche Taschenspieler, Antispiritisten und berühmte Exmedien in den letzten Jahren öffentlich gezeigt haben.

Der Spiritismus erhebt den Anspruch, die Menschheit über die Fortdauer der Seele zu beruhigen. Für den denkenden Menschen aber hat es geradezu etwas grauenhaftes und abstoßendes, nach dem Tode in der Nähe der Stätten des frühern Lebens oder gar in diesen selbst herumzuschweben und jedem beliebigen Medium für dessen „Vorstellungen" zur Verfügung zu stehen! Dieses entsetzliche Loos, dem die Vernichtung weit vorzuziehen wäre, lehrt aber der Spiritismus.

Mit dem Spiritismus hängt auch der Hypnotismus zusammen. Über diese Provinz der Rätsel des Schlafes, des Traumes und des Somnambulismus, deren meiste „Produktionen", wenn nicht auf Schwindel, doch auf brutalem Mißbrauch schwächerer durch stärkere Personen beruhen, ist so viel geschrieben worden (neuestens durch Professor Fr. Schultze in Bonn, Hamburg 1892, und durch Prof. Wilh. Wundt in Leipzig, ebendas. 1892), daß wir darüber hinweg gehen können.

Es muß hier erwähnt werden, daß der päpstlich-jesuitische Ultramontanismus an die Behauptungen der Spiritisten

glaubt, jedoch die von denselben angeblich bewirkten Wunder den Mächten der Hölle zuschreibt!*)

Man wäre fast versucht, sich dieser Ansicht anzuschließen, wenn man in der amerikanischen Spiritistenzeitschrift „Medium and Daybreak" von 1881 einerseits die Profanation liest, daß einem spiritistischen Zirkel Jesus Christus in eigener Person erschienen sei, und in derselben Nummer die Frivolität, daß ein gewisser Harris sich mit einer Dame aus dem Geisterreiche vermählt und mit ihr Kinder erzeugt habe!!!

Den Spiritisten, sogar (traurig zu sagen) den zu ihnen übergetretenen Gelehrten, fehlt es, wie ihre Schriften beweisen, durchaus an aller Fähigkeit zur Kritik, an aller Logik der Thatsachen und an aller unbefangenen Beobachtungsgabe. Die neuesten spiritistischen Schriftsteller (z. B. Hans Arnold) begehen den Widerspruch, sich gegen die religiöse Orthodoxie ablehnend zu verhalten und dennoch alle Wundergeschichten der Bibel ohne Ausnahme als wörtlich wahr anzunehmen, nur weil sie in ihr System passen.

Sie glauben mehr als die Anhänger irgend einer Religion, glauben schlechterdings alles, was irgendwo behauptet wird, sofern es ihre Theorien zu stützen auch nur scheint, ohne alle Untersuchung seiner Glaubwürdigkeit. Die durch Einwirkung des Wüstenwindes tönende Memnonssäule, obschon ihr Tönen keinen Inhalt hat, ist ihnen eine Geisterstimme (Güldenstubbe); die Gesetztafeln des Moses, die der Mythe angehören, sind ihnen eine Gottesschrift, die Worte an der Wand beim Gastmahle Belsazars im apokalyptischen Buche Daniels (eines angeblichen Propheten, dessen Dasein gar nicht festzustellen), einem Buche, das Jahrhunderte nach Belsazar entstand, sollen eine Geisterschrift, die Wahrsagungen aller Propheten, die fast ohne Ausnahme nicht eingetroffen

---

*) Bonniot, J. von (Jesuit), Wunder und Scheinwunder. Mainz 1889.

sind, unfehlbare Wahrheit sein! Die Spiritisten schwanken fortwährend zwischen den Begriffen „Geist“ und „Materie“ hin und her, statt ehrlich zu bekennen, daß kein Mensch dieselben ergründen kann, werfen willkürlich erfundene Begriffe (wie: Astralleib, Transfiguration, Trance u. s. w.) als Thatsachen in die Welt hinaus und verhüllen ihre „Arbeit“ und „Forschung“ in dunkeln Gemächern, während ihre Lehre, wenn wahr, dies auch öffentlich sein und es vor schrankenloser Öffentlichkeit beweisen müßte. Es gelingt ihnen nichts in Anwesenheit von Zweiflern, und jede Entlarvung von Medien wird frischweg geleugnet. Sie verfahren auf eine Weise, die, wenn ihre Behauptungen wahr wären, notwendig zur Folge hätte, daß jeder Aberglaube recht haben könnte. Endlich, obschon sie von ihren sog. Geistern niemals den geringsten Aufschluß über das Jenseits, ja überhaupt von ihnen niemals eine Mitteilung erhalten haben, welche sie nicht aus sich selbst schöpfen konnten, verirren sie sich in eine Art von Theologie, welche den Menschen Gott gleich stellt und also nur Größenwahn pflanzen kann. Allerdings ist der biblische Gott nur eine Abstraktion des Menschen; der philosophische Gott dagegen ist über jeder Individualität unendlich erhaben und kann schlechterdings nicht begriffen werden. Dies führt uns nun auf die letzte, erst werdende Phase des eleganten Aberglaubens. Es ist dies:

4. Der Fakirismus.

Wie der Roman „der Adept“ von Hans Arnold zeigt, hat diese Richtung ihre nicht sehr empfehlenswerte Wurzel, gleich dem Spiritismus selbst, in den Schamanen und wohl auch übrigen Zauberern der Naturvölker (oben S. 113 ff.), schafft sich aber in einem indischen Fakir (freilich von angeblich

europäischer Abstammung) das Ideal eines Menschen, welcher einfach (und bescheiden!) Alles kann, was er will, sogar Wetter machen, Wasser aus den Steinen locken, sich in die Lüfte erheben, sich in einem Augenblick als Doppelgänger in weite Fernen versetzen und Gegenstände aus denselben herbeiholen, Krankheiten und Wunden durch bloßes Wort heilen, nach Belieben töten und wohl auch Tote erwecken u. s. w. Kurz, nichts ist ihm unmöglich! Begründet wird diese universale und gottähnliche Kraft durch unverbürgte Geister-, Gespenster- und Doppelgängergeschichten und durch die Unempfindlichkeit der Fakire (von denen wir daher den Namen dieser höchsten Illusion, die durch keine weitere mehr übertroffen werden kann, entlehnen). Bezüglich dieser Unempfindlichkeit weiß man aber, wie es sich damit verhält. Nach den Ausführungen des Professors Dr. Rüdinger über den sich in Europa produzierenden Fakir Soliman ben Aïssa, welchem der Redner selbst die Zunge durchstochen hatte, hat sich herausgestellt, daß sich in der Zunge eine kleine Vertiefung befand; durch diese führte er das Instrument ohne Widerstand. Hier, wie in den Backen, sind ohne Zweifel präparierte Öffnungen vorhanden; ob dies an Hals und Armen ebenfalls der Fall, weiß Redner nicht, allein das Durchstechen der Nadeln erfordert hier bloß so viel moralische Kraft, wie etwa das Einführen der Morphiumspritze. Das Eintreiben des Dolches in den Bauch geschieht mit Schlägen auf die hohle Hand hinter das subcutane Bindegewebe. Bei dem Experimente am Auge (Herausnahme des Auges) schiebt der Fakir das Instrument an der Bindehaut hinein bis zum Bulbus, dehnt die Muskeln, rollt den Bulbus nach aufwärts und legt mit der Hand das Augenlid zurück. Alle seine Vorführungen sind auf natürlichem Wege zu erklären, von Hypnose ist hier keine Spur.

Über diese dunkeln Gebiete sagt Ed. v. Hartmann (Geisterhypothese S. 76): die spiritistische Praxis erscheine

als eine körperliche, geistige und sittliche Gefahr, als ein vorwitziges Spiel mit gefährlichen und unheimlichen Mächten ohne Sinn und Zweck. „Kirche und Polizei, fährt er fort, hätten allen Grund, einem solchen verwerflichen Unfug nach Kräften zu steuern, wenn sie es nicht mit Recht vorzögen, diese krankhafte Ausgeburt einer überhitzten Phantasie der sozialen Naturheilkraft und der Medizin zu überlassen." Ähnlich sagt Wilhelm Wundt (der Spiritismus, S. 28): „Wer soll noch Lust haben, sich mit wissenschaftlichen Problemen zu beschäftigen, wenn ihm die Hoffnung winkt, durch die spiritistischen Erscheinungen auf die tiefsten und höchsten Fragen Antwort zu gewinnen? Es ist wahr; bis jetzt sind die auf diesem Wege gewonnenen Aufschlüsse gänzlich wertlos. Aber wie wäre es möglich, daß schon jetzt Individuen und Vereine ihre Zeit mit diesen müssigen Beschäftigungen vergeuden, wenn sie nicht doch noch bessere Resultate zu gewinnen hofften? Eine beklagenswerte intellektuelle Verwüstung würde die notwendige Folge sein, wenn solche Anschauungen jemals Gemeingut der wissenschaftlichen Welt werden sollten." Derselbe sagt an einem andern Orte (Hypnotismus und Suggestion, S. 11): „Wir würden offenbar zu der Annahme gelangen, daß die Welt die uns umgiebt, eigentlich aus zwei völlig verschiedenen Welten zusammengesetzt sei. Die eine ist die Welt eines Kopernikus, Galilei und Newton, eines Leibniz und Kant, jenes Universum ewig unveränderlicher Gesetze, in dem das Kleinste wie das Größte harmonisch dem Ganzen sich einfügt. Neben dieser großen Welt, die bei jedem Schritt, den wir vorwärts thun, in gesteigertem Maße unsere Bewunderung und unser Staunen erregt, würde es aber noch eine andere kleine Welt geben, eine Welt der Heinzelmännchen und Klopfgeister, der Hexen und magnetischen Medien; und in dieser kleinen Welt ist alles, was in jener großen, erhabenen Welt geschieht, auf den Kopf gestellt, alle sonst unabänderlichen Gesetze werden zum Nutzen höchst gewöhn-

licher, meist hysterischer Personen gelegentlich außer Gebrauch gesetzt . . . . Aber angenommen, mit allem diesem Unsinn und noch vielem andern habe es seine Richtigkeit, — kann man annehmen, daß ein unbefangener Naturforscher oder Psychologe, dem die Wahl freisteht, anders wählen werde, als so, daß er jene große und erhabene Welt, die Welt der ewigen, in einer vernunftvollen Ordnung bestehenden Gesetze dieser kleinen und unvernünftigen Welt der hysterischen Medien vorzieht?"

Es ist nur zu wünschen, fügen wir zum Schlusse bei, daß eine gesunde Kritik, die sich durch keine Gaukelei blenden läßt, bald allem Spiritismus und Fakirismus, auf den tiefsten Grund kommen werde, und daß ein von jedem einseitigen Materialismus und Spiritualismus gleichweit entfernter, zugleich gottergebener und menschenfreundlicher Idealrealismus, ohne des „Spiritismus" und „Fakirismus" zu bedürfen, im Reiche der wahren Geister, d. h. der lebenden Menschen, den Sieg über allen Aberglauben davon tragen werde!

Es wäre eine Beleidigung des Fortschritts der Menschheit, wenn wir das, was wir jetzt wissen, als das Ganze des möglichen Wissens bezeichnen wollten. Nein, wir werden zuverlässig noch mehr lernen! Es ist noch Vieles unbegreiflich, und es giebt wahrscheinlich noch unerforschte physische und psychische Kräfte, welche die Zukunft bei Vervollkommnung der dazu erforderlichen Mittel vielleicht einst enthüllen wird, — ein Beginnen, dem die Spiritisten nicht gewachsen sind; denn was nur aus willkürlichen Behauptungen besteht, mit lächerlichen Possen vermengt oder als offenbarer Betrug entlarvt ist, hat keine Berechtigung im Reiche der Wissenschaft und muß mit den übrigen Provinzen des Reiches des Aberglaubens verworfen werden!

Hoffen wir, daß die echte Wissenschaft uns täglich mehr Licht bringen und das unheimliche Treiben in dunkeln Kammern mit Vorhängen vor aller Welt als eine bedauerliche Verirrung enthüllen werde!

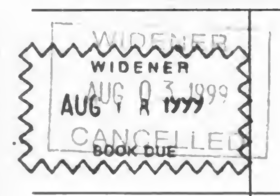
Damit ist unsere Reise durch das unermeßliche Reich des Aberglaubens vollendet, und zwar an dem gegenwärtig brennendsten und streitigsten Punkte desselben. Wir können leider nicht hoffen, daß jenes Reich damit überwunden sei, wohl aber, daß wenigstens ein Teil der Abergläubigen nach reiflicher Prüfung des Wahnes, der sie beherrscht, diesen aufgeben und an die Stelle eines blinden Fanatismus eine nüchterne Kritik treten lassen, bezüglich dessen aber, was jetzt noch unbegreiflich erscheint, die Verblendung, es ergründet zu haben, durch die Geduld, eine kompetente Ergründung durch Berufene zu erwarten, ersetzen möchte!



Druck von Max Erhardt in Leipzig.


MAX ERHARDT
Leipzig.


3 2044 019 075 571


WIDENER
WIDENER
AUG 0 3 1999
CANCELLED
BOOK DUE



